

Wissenschaftliche Hausarbeit im Rahmen der Ersten Staatsprüfung für das Lehramt an
Gymnasien im Fach Geschichte,
eingereicht bei Hessische Lehrkräfteakademie – Prüfungsstelle Gießen –.

Thema:

Die Konstruktion von Heimat an der Front
Eine Manifestation vertrauter Gewohnheiten im Minenkrieg von Verdun

Verfasserin: Jacqueline Katharina Reinisch

Matrikelnummer:

Studiengang: L3

Studienfächer: Geschichte, Deutsch

E-Mail:

Erstgutachter: Prof. Dr. Michael Wagner

Zweitgutachterin: Prof. Dr. Anne C. Nagel

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	1
2. Vauquois im Ersten Weltkrieg	5
2.1 Leben auf Vauquois	9
3. Selbstzeugnisse und Ego-Dokumente als historische Quelle	11
3.1 Tagebücher	13
3.2 Feldpostkarten und -briefe	16
4. Heimat	20
4.1 Begriffsgeschichte	20
4.2 Heimat im Diskurs der Forschung	24
4.2.1 Auslöser und Symbole von Heimatgefühl	30
5. Analyse	33
5.1 Analysekategorien	33
5.2 Jakob Schopmans	34
5.3 Analyse der Aufzeichnungen Jakob Schopmans‘	35
5.4 Hermann Hoppe	44
5.5 Analyse der Aufzeichnungen Hermann Hoppes	45
5.6 Richard Tümmel – Im Höhlenberg	52
5.7 Die Glocke von Vauquois	54
6. Schlussbetrachtung	57
7. Quellen- und Literaturverzeichnis	62
7.1 Quellen	62
7.1.1 Gedruckte Quellen	62
7.1.2 Ungedruckte Quellen	62
7.2 Literatur	62
7.2.1 Forschungsliteratur	62
7.2.2 Internetseiten	65
7.2.3 Weiterführende Literatur	65

I. Anhang

i. Abbildungen

- a. Stollenplan Vauquois Ost
- b. Stollenplan Vauquois West
- c. Wappen und Skulpturdarstellung Vauquois-Stollen
- d. Stollentiefe
- e. Dokument zur Beibehaltung der Mineureinheiten

ii. Gedichte

- a. Richard Tümmel - *Im Höhlenberg*
- b. *Die Glocke von Vauquois* (Version A)
- c. *Die Glocke von Vauquois* (Version B)
- d. *Die Glocke von Vauquois* (Version C)

1. Einleitung

„Vauquois ist meine zweite Heimat geworden. Eine Heimat, an die ich nicht gern zurückdenke.“¹

Das vorliegende Zitat, das aus den Kriegsaufzeichnungen des Infanteristen Jakob Schopmans zu entnehmen ist, wirft für den Leser i. d. R. zunächst einen Widerspruch auf, der daraus resultiert, dass der Begriff *Heimat* mit einem Ort gleichgesetzt wird, der bei Schopmans unverhoffter Weise auf Ablehnung trifft. Bei genauerer Hinterfragung des eigenen Heimatverständnisses wird jedoch recht schnell ersichtlich, dass, wie es Martin Hecht korrekt formulierte, Heimat ein Begriff sei, mit dem jeder meine, sofort etwas anfangen zu können, der sich allerdings durch den hohen Anteil an beliebiger Ausdeutung jedem Zugriff zu entziehen scheine.² In den meisten Fällen findet, wie auch bei Schopmans, eine impulsive Ortsverknüpfung statt. Die Frage nach Heimat zielt damit in erster Linie zumeist auf die Ebene der Lokalisation, wobei sich rasch herauskristallisiert, dass eine Eingrenzung oder Definition von Heimat durch die stark subjektive und emotionale Aufladung einiger Umwege bedarf.

Auf die daraus entstehende Schwierigkeit, den Heimatbegriff als *terminus technicus* zu verwenden, weist Ina-Maria Greverus hin. Im Gegensatz zu einem konstruierten Verstandesbegriff, der eine festgelegte Definition aufweisen könne, handle es sich bei Heimat um einen „gewordenen Begriff“, der sich in dauerhafter Wandlung befinde und seinen Bedeutungsgehalt erst entwickle.³ Das Hinzufügen von Bezugskategorien, Ersatzbegriffen oder Versuche der Versachlichung stellen in solchen Fällen unterstützende und häufig auftretende Maßnahmen dar.

Wie im späteren Verlauf dargelegt wird, entwickelte sich der Begriff von einer handfesten Dinglichkeit zu einer „sentimentalen Vokabel“⁴. Bemerkenswert ist allerdings, dass diese emotionale Aufladung scheinbar ausschließlich im deutschsprachigen Raum stattfindet. Übersetzungen ins englische *home* oder *homeland* funktionieren zwar auf Wortebene, können jedoch kaum ausdrücken, was im deutschen Sprachraum mit Heimat auf emotionaler Ebene

¹ "Macht Euch keine Sorgen, es geht mir gut...". Jakob Schopmans – Briefe und Aufzeichnungen aus den Ersten Weltkrieg, hg. von Klaus SCHOPMANS, Norderstedt 2014, S. 217.

² Vgl. Martin HECHT: Das Verschwinden der Heimat: zur Gefühlslage der Nation, Leipzig 2000, zit. nach: Maike SCHROETER : Was ist Heimat? Was ist Fremde? - Konstruktionen von Identität am Beispiel von deutsch-französischen Partnerschaften 2013, S. 39.

³ Vgl. Ina-Maria GREVERUS: Der territoriale Mensch. Ein literaturanthropologischer Versuch zum Heimatphänomen, Frankfurt am Main 1972, S. 27.

⁴ Bernhard WALDENFELS: Heimat in der Fremde, in: Heimat, hg. von Will CREMER, Ansgar KLEIN, Bielefeld 1990, S. 109.

verbunden wird. Dies zeigt sich u. a. auch in der Bildung von heimatbezogenen Komposita wie Heimatliebe, Heimatpflege, Heimatgedanken etc., für die keine direkten englischen Übersetzungen existieren.⁵ Celia Applegate geht sogar so weit, die Suche nach einer allgemeingültigen Bedeutung von Heimat als Fehler zu bezeichnen, da diese nicht nur durch verschiedene Bedeutungsebenen geprägt sei, sondern auch durch die Verschiedenartigkeit der deutschen Regionen.⁶

Unter Berücksichtigung des Eingangszitates steht in dieser Arbeit die Frage im Vordergrund, inwiefern eine heimatliche Auseinandersetzung an der Front in Selbstzeugnissen dieser Zeit nachzuweisen ist. Als Betrachtungsobjekt im Rahmen einer modellhaften Untersuchung dienen mir Zeugnisse und Dokumente deutscher Soldaten, die in der Ortschaft Vauquois im *Département Meuse* während des Ersten Weltkrieges entstanden. Weshalb Vauquois bezüglich der zugrundeliegenden Fragestellung als interessanter Untersuchungsgegenstand anzusehen ist, wird im Folgenden noch erläutert. Ziel der Arbeit ist es, anhand dieser Dokumente herauszufiltern, welche Ressourcen oder Möglichkeiten deutlich werden, derer sich die Soldaten möglicherweise bedienten, um ein Gefühl von Heimat vor Ort zu erschaffen.

Der Ort Vauquois findet in der Forschung zum Ersten Weltkrieg bisher eher wenig Beachtung, weshalb die Literaturbasis zur Geschichte des Ortes sehr schmal ausfällt.⁷ Sie verschwindet nahezu hinter der einnehmenden Bedeutung Verduns. Das große Literaturaufkommen um Verdun konzentriert sich vorrangig auf das Jahr 1916 und auf die direkte Umgebung der Stadt. Durch den Sieg über Verdun wurde ein schnelles Kriegsende seitens des Deutschen Kaiserreichs beabsichtigt, wobei nicht die Einnahme Verduns im Vordergrund gestanden habe, sondern das ‚Ausbluten‘ des Gegners.⁸ Gerade die Bedeutung als Prestige-Objekt für beide Seiten, die dazu führte, dass die Schlacht ohne merkliche Erfolge weitergeführt wurde, förderte den starken Symbolcharakter, den Verdun bis heute vorweist.

Es ist jedoch zu beachten, dass eine zeitliche und räumliche Abgrenzung, wie sie in der Literatur oftmals erscheint, kaum möglich ist. Die Kampftätigkeiten um Verdun begannen

⁵ Vgl. CELIA APPLEGATE: *A nation of provincials. The German idea of Heimat*, Berkeley, Calif. 1990, S. 3.

⁶ Vgl. ebd., S. 4.

⁷ Neben einem umfassenden Werk zu militärgeschichtlichen Ereignissen in Vauquois, herausgegeben durch die *Association des Amis de Vauquois et de sa région* (AAV), dienen mir die Werke Adolf Buchners als Hauptquelle. Obwohl diese nicht dem wissenschaftlichen Standard entsprechen, lassen die langjährigen Untersuchungen, die Adolf Buchner bis heute vor Ort führt, und die Zusammenstellungen der jeweiligen archivalischen Dokumente und Zeugenaussagen, den Aussagegehalt der Werke zuverlässig erscheinen.

⁸ Vgl. ALEXANDER WATSON: *Ring of steel. Germany and Austria-Hungary in World War I*, New York 2014, S. 293f.

bereits vor dem Jahr 1916 und hielten danach ebenso an. Neben beispielhaften Nennungen, wie der Rückeroberung der sogenannten Anhöhe *Morte Homme* oder der amerikanischen Offensive in den Argonnen im September 1918, dient auch das Dorf Vauquois, welches mit ca. 30 km Entfernung Teil der Verdun-Front war, dazu, aufzuzeigen, dass sich die Kämpfe um Verdun nicht nur auf das Jahr 1916 beschränkten.⁹ Der Umstand, dass Vauquois bisher in der Forschung und auch der Verdun-Literatur weniger Beachtung findet, kann also daraus resultieren, dass Verdun zu Beginn der Kämpfe in Vauquois im September 1914 noch nicht der symbolische und mythologische Charakter zukam, wie es ab 1916 der Fall gewesen ist.¹⁰ Als weitere mögliche Erklärung möchte ich anführen, dass Vauquois zwar mit neun weiteren Dörfern in der Nähe Verduns vollständig zerstört wurde, aber, im Gegensatz zu diesen, nicht zu den sogenannten *villages détruits* gehört.¹¹ Vauquois wurde nach Kriegsende am Fuß der Anhöhe neu errichtet und verzichtete auch deshalb auf eine weitere symbolhafte Betrachtung.

Die Besonderheiten der Vauquois-Kämpfe sind deshalb jedoch nicht weniger interessant. Besonders für die Untersuchung einer möglichen Heimatkonstruktion an der Front bietet Vauquois eine beachtliche Ausgangslage. Die Besonderheit des Dorfes liegt zunächst in der Führung des unterirdischen Minenkrieges. Da diese Kriegsform jedoch auch an anderen Orten sowohl in Frankreich als auch bspw. in Flandern oder Österreich ausgeübt wurde,¹² gestaltet sich die Bedeutsamkeit der deutschen Stellung in Vauquois aus der starken Einbindung und dem besonderen Ausbau der unterirdischen Stellung. Diese diente im Gegensatz zur gegenüberliegenden französischen Stellung auch dem Zweck der Unterbringung und beinhaltete neben Kampfbereichen ebenso unterirdische Sanitär- und Lagereinrichtungen. Während die französischen Truppen die gegrabenen Stollen nahezu ausschließlich für die jeweiligen Sprengungszwecke nutzten und diese zur Unterbringung verließen, verbrachten deutsche Truppen sowohl ihre Einsatzzeit als auch den Großteil der Ruhephasen innerhalb der

⁹ Vgl. Gerd KRUMEICH, Antoine PROST, Ursula BÖHME: Verdun 1916. Die Schlacht und ihr Mythos aus deutsch-französischer Sicht, Essen 2016, S. 15f.

¹⁰ Vgl. La Butte meurtrie. Vauquois: la guerre des mines 1914-1918, hg. von ASSOCIATION DES AMIS DE VAUQUOIS ET DE SA REGION (AAV), Verdun 2004, S. 39f.

¹¹ Die Umgebung Verduns wurde nach Kriegsende in verschiedene Zonen eingeteilt, die vom jeweiligen Zerstörungsgrad und dem Anteil Kriegshinterlassenschaften abhängig waren. Aufgrund ihrer Einteilung in die rote Zone (*zone complètement dévastée*) konnten die meisten Dörfer nicht erneut besiedelt werden. Die Tradition einer offiziellen Gemeindeverwaltung wird aus symbolträchtigen Gründen erhalten. Siehe hierzu: Claus Peter BEUTTENMÜLLER: "Detruit, anéanti, rasé". Verschwundene Dörfer als Stätten des Gedenkens, in: Verdun 1916, hg. von Diego VOIGT, Michael HÖRTER, Münster 2016, S. 281f.

¹² Zum Minenkrieg im Ersten Weltkrieg siehe bspw.: Peter BARTON, Peter DOYLE, Johan VANDEWALLE: Beneath Flanders fields. The tunnellers' war, 1914-1918, Stroud, Gloucestershire 2010; Simon JONES: Underground warfare 1914-1918, Barnsley 2010; Robert STRIFFLER: Der Minenkrieg in den Dolomiten. 1915-1917, Nürnberg 1993; u. A.

Stollen. Weiterhin unterlagen die eingesetzten deutschen Truppen keinem Rotationssystem, wie es auf französischer Seite durch Philippe Pétain mit der sogenannten *Noria* handgehabt wurde.¹³

Bereits bei oberflächlicher Betrachtung der unterirdischen Anlage sind einige Akzente auffällig. Die Stollen und Raumnamen folgen keiner schlichten Nummerierung wie die französischen, sondern wurden mit Namen betitelt, die als Bezüge zur deutschen Heimat angesehen werden können.¹⁴ Besonders die Benennung nach Vornamen kann nach meiner Ansicht als eine Vergegenwärtigung nahestehender Personen betrachtet werden. Die Auswahl von Stollennamen lokaler Herkunft wiederum rückt die ‚Heimatstadt‘ zumindest auf namentlicher Ebene in die räumlich nahegelegene Nachbarschaft. Ebenso finden sich innerhalb der Gänge vereinzelt künstlerische Darstellungen, wie die eines Wappens oder die skulpturale Darstellung eines Gesichtes,¹⁵ aus denen geschlossen werden kann, dass die Anlage nicht nur der nächtlichen Unterbringung, sondern auch als Aufenthaltsort angesehen wurde. Man muss daher davon ausgehen, dass sich die Truppen auch aufgrund des langen Aufenthaltes an einem Platz mit der Örtlichkeit bewusst oder unbewusst auseinandersetzten und sich gewissermaßen vor Ort arrangierten oder einlebten. Wie sich dieser Prozess in schriftlicher Weise ausgestaltete, soll die genaue Analyse einiger Dokumente ergeben.

Zunächst wird in dieser Arbeit ein Überblickskapitel zur Auswertung von Selbstzeugnissen und Ego-Dokumenten als historische Quelle mit besonderem Fokus auf Feldpostbriefen und Tagebüchern vorangestellt werden, um mögliche Auswertungsschwierigkeiten vorab beleuchten zu können.

Um die besonderen Umstände auf der Anhöhe Vauquois hervorzuheben, werde ich die Geschichte Vauquois‘ während des Ersten Weltkriegs näher erläutern, wobei auch die besondere Ausstattung der deutschen Stellung Beachtung findet. Durch die bereits angesprochene starke Subjektivität des Heimatverständnisses ist im folgenden Kapitel beabsichtigt, die Heimatforschung auf breiter Ebene darzulegen, um konstante Einheiten transparent zu machen. Bereits im Voraus kann herausgestellt werden, dass sich diese Einheiten nicht gegenseitig ausschließen, sondern vielmehr ergänzen oder bestimmen. Daraus ableitend

¹³ Vgl. Matthias ROGG: Die Schlacht von Verdun. Ein deutscher und französischer Erinnerungsort, in: Verdun 1916, hg. von Diego VOIGT, Michael HÖRTER, Münster 2016, S. 13.

¹⁴ Siehe Anhang „Stollenplan Vauquois Ost“ (I.i.a) u. „Stollenplan Vauquois West“ (I.i.b.).

Als Beispiele sind Stollen- und Zimmerbezeichnungen namentlicher Herkunft („Rudolf-Stollen“, „Ludwig-Stollen“, „Ernst-Stollen“, „Hilda“, „Anna“, etc.), lokaler Herkunft („Westfalen-Stollen“, „Breslau“, „Aachen“, „Kassel“, „Köln“, etc.) und mit Bezug zu deutschen Repräsentationsfiguren („Kaiser-Stollen“, „Bismarck-Stollen“, „Hindenburg-Stollen“, „Kronprinz-Stollen“, etc.) aufzuzeigen.

¹⁵ Siehe Anhang: „Wappen und Skulpturdarstellung im Vauquois-Stollen“ (I.i.c).

möchte ich Kategorien formulieren, die ich für eine Fragestellung nach Heimatkonstruktion im Kriegsgeschehen des Ersten Weltkrieges für sinnvoll und wichtig erachte und die als Grundlage der Untersuchung dienen werden. Diese Kategorien basieren auf wiederkehrenden Elementen der Heimatforschung, die zwar ebenfalls subjektiv ausgefüllt sein können, jedoch in überordnender Weise als beständige Gemeinsamkeiten anzusehen sind.

Im Zentrum der Analyse stehen die Tagebuch- und Feldpostaufzeichnungen des Infanteristen Jakob Schopmans und das Tagebuch des Pioniers Hermann Hoppe, die beide jeweils über einen längeren Zeitraum in Vauquois eingesetzt waren. Ergänzt werden diese durch ein umfangreiches Gedicht, das die Lebensumstände in Vauquois thematisiert und drei weitere Gedichte, die als häufig auftretendes Postkartenmotiv Vauquois‘ genutzt wurden. Es wird interessant sein, zu sehen, ob auf Basis der vorliegenden Quellen eine Heimatauffassung zugrunde gelegt werden kann und wenn ja, welche Bedürfnisse des Heimatempfindens befriedigt werden können oder auch in den Hintergrund treten.

2. Vauquois im Ersten Weltkrieg

„[...] Oh! vous autres, les autres, qui êtes ailleurs, et qui serez plus tard, vous ne comprendrez jamais, vous ne sentirez jamais, vous serez comme des étrangers et des ennemis, vous ne saurez point ce que cela veut dire, la mine de l'ouest, à Vauquois, la mine du 14 mai 1916, ni comment la Mort se dresse vivante contre les hommes.“¹⁶

Die Kämpfe um das Dorf Vauquois begannen bereits Anfang September 1914. Die Evakuierung der bis dato ca. 170 Einwohner Vauquois‘ nahm schon Ende August desselben Jahres seinen Anfang.¹⁷ Bei dem Versuch, Verdun einzukreisen, wurde die ca. 100 m hohe Anhöhe, die seit Mitte September durch französische Truppen besetzt werden konnte, durch die Deutschen erobert. Darauf folgende Gegenangriffe auf französischer Seite wurden durch erheblichen Widerstand zurückgewiesen, konnten jedoch niemals vollständig zerschlagen werden, sodass zwei stark ausgebaute gegenüberliegende Stellungen entstanden.¹⁸ Bis Anfang Dezember fanden mehrere Sturmangriffe statt, die allerdings beiderseits viele Verluste verursachten und wenig Erfolg erzielten. Daraufhin wurde auf französischer Seite der Befehl erteilt, die eigenen Linien zu befestigen und dahinterliegende Verbindungen anzulegen.¹⁹ Im weiteren Verlauf setzte sich die Nordseite der Anhöhe als deutsche Besetzung und die Südseite

¹⁶ AAV 2004, S. 244.

¹⁷ Vgl. ebd., S.42.

¹⁸ Vgl. Adolf BUCHNER: Der Minenkrieg auf Vauquois, Deutenhausen 1982, S. 2.

¹⁹ Vgl. Adolf BUCHNER: Einführung, in: In Stellung nach Vauquois. Kriegstagebuch des Pioniers Hermann Hoppe, hg. von ders., Hebertshausen/Ampermoching 1986, S. 19.

als französische Besitzung fest. Während sich der Südhang auf französischer Seite langsam ins Tal abneigt, findet sich auf der Nordseite ein steil abfallender Hang. Dieser Umstand stellte im späteren Verlauf des Krieges noch eine wichtige Voraussetzung dar. Das ca. 350 m lange und 120 m breite Plateau des Hügels bildete die Hauptstellung und wurde von deutscher Seite in die Abschnitte Ost, Mitte und Kniestellung eingeteilt.²⁰

Die Anhöhe stellte aufgrund ihrer Beobachtungsmöglichkeiten für beide Seiten einen strategisch wichtigen Standort dar. Im Gegensatz zur deutschen Armee konnte die französische die umliegenden Wälder für versteckte Truppenbewegungen nutzen. Aufgrund von entsprechend fehlenden Naturgegebenheiten war dieser Vorteil auf der anderen Seite des Hügels nicht zwangsläufig gegeben. Dafür erhielten deutsche Truppen wiederum Fernsicht in Richtung militärisch bedeutender Regionen, darunter Verdun und Reims.²¹ Dass eine deutsche Einnahme Vauquois‘ allerdings die Einsicht in die französischen Versorgungs- und Verbindungswege freilegte, wodurch u. a. auch die Bahnlinie Paris-Verdun eingesehen werden konnte, bedeutete für die französische Seite einen erheblichen Nachteil.²² Ein deutscher Verlust der Vauquois-Stellung hätte in den Annahmen der deutschen Militärleitung wiederum Gefahr für die eigenen Ost-Argonnen Anlagen bedeutet.²³ Diese Möglichkeiten verdeutlichen die Brisanz, mit der das ehemalige Dorf umkämpft wurde.

Die Zeit bis Februar 1915 war in Vauquois besonders durch Schützenfeuer, Infanterie- und Handgranatenkämpfe geprägt, zu denen andauerndes Artilleriefeuer hinzukam,²⁴ wodurch das Dorf bereits Anfang Januar erhebliche Zerstörungen aufwies. Der letzte größere Infanterieangriff bis zum September 1918 fand in Vauquois Anfang April 1915 statt.²⁵ Durch die oberirdisch fehlenden Erfolge leitete sich ab Mitte März 1915 endgültig der sich sukzessiv bildende Stellungskrieg in Form von Minenkämpfen ein, bei dem die gegnerischen Linien zu Beginn oft nur wenige Meter voneinander entfernt lagen.²⁶ Durch die zahlreichen Sprengungen wurden die Linien mit der Zeit jedoch durch die daraus entstehenden Sprengtrichter auseinandergedrängt. Die Anlage von Angriffsstollen mit seitlich verlaufenden Abwehrstollen verursachte ein dauerhaftes Arbeiten gegen die Zeit. Ziel auf beiden Seiten war es, die jeweils gegnerische Stellung zu erreichen bzw. zu untergraben und zu sprengen, wodurch die Aufgabe

²⁰ Vgl. ebd., S. 20.

²¹ Vgl. AAV 2004, S. 54.

²² Vgl. BUCHNER 1986, S. 19.

²³ Vgl. ebd. S. 56.

²⁴ Vgl. ebd., S. 26.

²⁵ Vgl. ebd., S. 25.

²⁶ Vgl. ebd., S. 99.

der Stellung erzwungen werden sollte.²⁷ Während die Stollen im Juni 1915 noch in ca. 4–6 m Tiefe verliefen, konnte gegen Ende des Jahres bereits eine Tiefe zwischen 15 m und 20 m festgestellt werden,²⁸ was die enorme Entwicklung der Minenkämpfe im Jahr 1915 verdeutlicht. Als Abwehrmaßnahmen diente besonders das Abhören der gegnerischen Arbeiten. Durch sensible Abhörgeräte war es den Pionieren möglich, die genaue Lage der gegnerischen Stollen zu bestimmen. Als Reaktion darauf wurden Gegenstollen angelegt, durch welche die Angriffsstollen mithilfe von Quetschsprengungen zerstört werden sollten.²⁹

Zum Jahresende entwickelten die deutschen Pioniere ihre Strategien weiter. Zuvor wurden die Stollen vom Beginn der ersten oder zweiten Kampflinie als sogenannte Senkschächte vertikal in den Berg hineintrieben. Fortan nutzten sie den nördlich gelegenen abrupt abfallenden Berghang und begannen, sich horizontal in den Berg hinein zu graben. Dies ermöglichte es den Pionieren bereits in mehreren Metern Tiefe zu beginnen, was den Arbeitseinsatz insgesamt stark erleichterte.³⁰ Die Franzosen reagierten auf diese Änderung mit der Übernahme der Grabungstechnik erst Ende 1916. Der Vorteil verblieb jedoch auf deutscher Seite, da der leicht abfallende Hang der Südseite erheblich weitere Grabungstrecken mit sich brachte als der Steilhang der Nordseite.

Mit Beginn der Schlacht um Verdun im Februar 1916 kam der Anhöhe Vauquois zusätzliche Bedeutsamkeit als Observationspunkt zu.³¹ Auch das Ausmaß und die Häufigkeit der Sprengungen erreichten im Verlauf dieses Jahres ihren Höhepunkt. Die zunehmende Stollentiefe forderte auf beiden Seiten größere Ladungen an Sprengstoff. Während im Frühjahr 1915 Ladungen im 50 kg-Bereich eingesetzt wurden, sind im Herbst bereits 1000 kg-Ladungen und im Jahr 1916 dauerhaft Ladungen über 10 t zu verzeichnen.³² Gesprengt wurde auf Seiten der Franzosen vornehmlich mit Dynamit, Chedditen und Schwarzpulver, während auf deutscher Seite meist Astralit, Westfalit und Perdite zum Einsatz kamen.³³ Die größte daraus entstandene Sprengung fand am 14. Mai 1916 mit einer Ladung von ca. 60 t Sprengstoff statt,

²⁷ Vgl. BUCHNER 1982, S. 9.

²⁸ Vgl. Simon JONES: *Underground warfare*, Barnsley 2010, S. 60.

Adolf BUCHNER gibt eine Tiefe bis zu 25m für das Ende des Jahres 1915 an, vgl. BUCHNER 1986, S. 26.

²⁹ Vgl. BUCHNER 1986, S. 26.

³⁰ Vgl. AAV 2004, S. 229.

³¹ Vgl. JONES 2010, S. 61.

³² Vgl. BUCHNER 1986, S. 28.

³³ Vgl. BUCHNER 198, S. 36.

woraus ein noch heute sichtbarer Krater mit ca. 80 m Durchmesser und 30 m Tiefe entstand.³⁴ Erst im Jahr 1918 nahm die Größe der Sprengladungen wieder ab.³⁵

Besonders durch eine bessere Ausstattung im Bereich Arbeitsequipment und Personal erlangten die deutschen Pioniere Ende 1916 einen Vorteil gegenüber den französischen. Dies zeigte sich auch darin, dass die deutschen Galerien bis zu 10 m unter den tiefsten französischen Galerien zu verorten waren, was einen Überraschungsangriff der Franzosen erheblich erschwerte oder sogar unmöglich machte.³⁶ Obwohl sich die Schlacht von Verdun im kollektiven Bewusstsein auf das Jahr 1916 konzentriert, tobte der Minenkrieg in Vauquois sowohl vor diesem Zeitraum als auch über diesen hinaus, wobei sich die Kampftätigkeiten Ende 1917 vornehmlich auf die gegenseitige Überwachung und eigene Erhaltungsmaßnahmen zu konzentrieren schienen und der Bau von Kampfstollen auf beiden Seiten eingeschränkt wurde. Die Stollen erreichten zu diesem Zeitpunkt eine Tiefe von bis zu 95 m. Die Anlage der Tiefstollen verfolgte das Ziel, die gesamte Anhöhe zu sprengen, um den verlustreichen Minenkrieg zu beenden. Dieser Entschluss wurde im Sommer 1917 durch die deutsche Führung gefasst. Jedoch wurde die Arbeit an diesen Stollen im darauffolgenden Frühjahr eingestellt, da das Material für die Frühjahrsoffensive benötigt wurde.³⁷ Die letzte französische Mine explodierte in Vauquois am 21. März 1918, die letzte deutsche wiederum am 9. April.³⁸

Kurz nach Ende der Minentätigkeiten im April 1918 verließen die Pioniere der 1. Kompanie des Pionierbataillons 30 (nachfolgend 1./Pi. 30 genannt), welche die Haupttätigkeiten ausführten, Vauquois nach fast dreieinhalb Jahren ununterbrochenen Einsatzes.³⁹ Vauquois blieb jedoch im letzten Kriegsjahr bis September 1918 dauerhaft besetzt. Nachdem im Mai zusätzlich italienische Truppen auf der Höhe Einzug nahmen, fiel sie Ende September durch die amerikanischen Alliierten im Rahmen der ersten Phase der Maas-Argonnen-Offensive. Diese übernahmen daraufhin ebenso die weitere militärische und organisatorische Verwaltung des ehemaligen Dorfes.⁴⁰ Die Anhöhe von Vauquois wurde aufgrund des starken Verbaus von (Alt-)Metallen in und auf der Anhöhe, der starken Zerstörungen und der Gefahr von scharfer

³⁴ Vgl. BUCHNER 1982, S. 13.

Die Angaben über die Sprengmasse unterscheiden sich. Der Verein *Association des Amis de Vauquois et de sa Région* berichtet über 60t Sprengstoff, während sich in der Regimentsgeschichte des Reserve-Infanterie-Regiments 266 Angaben von 50t aufzufinden sind, vgl. BUCHNER 1982, S. 13.

³⁵ Vgl. BUCHNER 1986, S. 28.

³⁶ Vgl. JONES 2010, S. 66.

Siehe Anhang: „Vergleich der Stollentiefe deutscher und französischer Stollenanlagen“ (I.i.d.).

³⁷ Vgl. BUCHNER 1986, S. 45.

³⁸ Vgl. JONES 2010, S. 73.

³⁹ Vgl. AAV 2004, S. 289.

⁴⁰ Vgl. JONES 2010, S. 73; AAV 2004, S. 323.

Munition als gefährliche Zone eingestuft, was eine Rückkehr der ehemaligen Bevölkerung nach Kriegsende unmöglich machte.⁴¹ Man entschied sich daher, das Dorf unterhalb des Hügels neu aufzubauen.

Insgesamt lässt sich für die Kriegsdauer festhalten, dass die Deutschen ihre Vorteilsposition dauerhaft halten konnten. Das bereits erwähnte Vorgehen des horizontalen Grabens, was eine Einsicht der eigenen Galerien von französischer Seite unmöglich machte, dafür allerdings Evakuierungen für deutsche Soldaten erleichterte, trug erheblich zu dieser Vorteilsstellung bei.⁴² Weiterhin profitierten die Mineur-Einheiten davon, nicht von den Divisionswechseln während der Zeit der aktiven Minenkämpfe betroffen zu sein. Im August 1916 wurde aufgrund der geplanten Ablösung der Infanterieeinheiten ein Antrag gestellt, der die 1./Pi.30 hinsichtlich der Komplexität der Stollenanlage von dieser Ablösung ausschließen sollte.⁴³ Dieser Umstand sorgte dafür, dass Erfahrungen in der vorliegenden Geologie gesammelt werden konnten, wie auch „intimate knowledge of the location and working habits of the French miners.“⁴⁴ Unterstützt wurde dies durch den inneren Ausbau der Anhöhe. Im Gegensatz zu französischen Einheiten wurde auf der Nordseite eine unterirdische Anlage angelegt, die einer Kaserneneinrichtung sehr nahekommt. Gerade diese Sachlage macht die Untersuchung von Heimatkonstruktion in Vauquois nach meiner Ansicht besonders spannend, da die Aspekte Raum und Lokalisation⁴⁵ bereits in Ansätzen vorgegeben sind.

2.1 Leben auf Vauquois

Die Führung des Minenkriegs oblag seit Januar 1915 der 1./Pi 30, die durch zwei Stollenbaukompagnien aus den Infanterie-Regimentern Nr. 98⁴⁶ und 130 sowie verschiedenen Arbeitskommandos, die sich u. a. aus Bergleuten, Zug-Pionierbataillonen und Minenwerferzügen zusammensetzten, unterstützt wurden.⁴⁷ Das Lager der Pioniere mit unteren Dienstgraden lag im nahegelegenen und zu diesem Zeitpunkt noch teilweise bewohnten Varennes, von wo aus sie täglich und oftmals unter Beschuss einen ca. 7 km langen Fußweg auf die Anhöhe beschreiten mussten. Zum Schutz vor Artilleriefeuer entschied man, die Unterkünfte, die zunächst aus Bretterhütten und später aus Betonbauten bestanden, in der

⁴¹ Vgl. AAV 2004, S. 323.

⁴² Vgl. JONES 2010, S. 74.

⁴³ Siehe Anhang: „Dokument zur Beibehaltung der Mineureinheiten“ (I.i.e)

⁴⁴ JONES 2010, S. 74.

⁴⁵ Auf den Aspekt von Lokalisation wird in den Kapiteln 4.2 und 5.1 näher eingegangen.

⁴⁶ Teil dieses Inf.-Regiments war auch Jakob Schopmans.

⁴⁷ Vgl. BUCHNER 1986, S. 26f.

umliegenden und besser geschützten Umgebung aufzubauen, anstatt in den Zivilbehausungen einzuziehen. Die Unterbringung der Pioniere soll als Entschädigung für den dauerhaften Fronteinsatz gedient und damit begrenzte Ruhezeiten ermöglicht haben, weshalb auch eine nahegelegene Badeanstalt eingerichtet wurde.⁴⁸ Die Pioniere der höheren Dienstgrade mit leitender oder überwachender Funktion blieben i. d. R. ca. acht Tage im Stollensystem 'Vauquois' und acht Tage in Ruhestellung hinter der Frontlinie.

In der unterirdischen Anlage entstanden Angriffsstollen, die sich durch Sprengungen und weiterführende Arbeit dauerhaft in Veränderung befanden. Diese wurden mit den angelegten Wohnstollen direkt verbunden,⁴⁹ sodass der Weg vom Einsatz zur Unterbringung auch unterirdisch möglich war. Bis zum Januar 1917 können auf Vauquois insgesamt 39 aktive Kampfstollen verzeichnet werden. Jeder Stollen wurde mit einem Namen oder einer Nummer benannt.⁵⁰ Weiterhin befanden sich neben den Wohnunterkünften, die mit Doppelstockbetten ausgestattet waren, Kücheneinrichtungen, eine separate Stromversorgung, Lagerräume und Latrinen.⁵¹ Innerhalb der deutschen Wohnstollen konnten nach Buchner neben den Pioniereinheiten ca. 2200 Stellungsinfanteristen unterbracht werden.⁵² Nach Berichten von André Pézard sei die französische Stellung hingegen nur durch fahrbare Küchen versorgt worden. In den französischen Stollen fehlten ferner Latrinen, Beleuchtung und Heizsysteme.⁵³

Um ein gegnerisches Minieren vorbei an den eigenen Stollensystemen weitestgehend zu verhindern, wurden diese stockwerkartig angeordnet:

„Ganz unten auf des Berges Sohle sind die Abhör- und Sprengstollen der Pioniere, darüber die Verkehrs- und Wohnstollen der Infanterie und oben am hellen Tag treppauf und treppab zwei Grabenlinien mit Sandsackblenden gegen die Neugier des Feindes, der stellenweise kaum 50 m entfernt auf der Lauer liegt.“⁵⁴

Die Gesamtlänge des deutschen Kasernensystems belief sich zu Kriegsende auf ca. 17 km. Nach einem Bericht von Hans Meuth sei auch hier trotz der elektrischen Stromversorgung keine allgemeine Beleuchtung genutzt worden. Er beschreibt weiterhin, dass keine Form von Wegweisern existiert habe.⁵⁵ Dies machte eine genaue Kenntnis der Örtlichkeiten umso wichtiger. Die Haupttätigkeit der Kompanien bestand in der Führung des unterirdischen

⁴⁸ Vgl. ebd., S. 31.

⁴⁹ Vgl. BUCHNER 1982, S. 16.

⁵⁰ Vgl. BUCHNER 1986, S. 36.

⁵¹ Vgl. BUCHNER 1982, S. 16.

⁵² Vgl. BUCHNER 1986, S. 36.

⁵³ Vgl. ebd., S. 100.

⁵⁴ Aus der Regimentsgeschichte des Reserve-Infanterie-Regiments 266, zit. nach: BUCHNER 1982, S. 12.

⁵⁵ Vgl. BUCHNER 1982, S. 59.

Krieges sowie dem Ausbau der Wohnsysteme.⁵⁶ Als Arbeitsmittel standen den Kompanien vorrangig Pickel, Meißel und Schlegel zur Verfügung, bei harten Gesteinsvorkommen ebenso kleine Bohrmaschinen. Dadurch belief sich die Tagesleistung bei weichem Gestein auf ca. 1 m bei einem später üblichen Stollenprofil von 80/120 cm.⁵⁷

„Die meisten leben ihren harten Arbeitstag im Ausbessern der Gräben, im Weiterbau der Stollen; holen aus den im Fuchsbau eingemauerten Küchen ihr Mittagessen und [...] schlafen dann den gerechten Schlaf des Vaterlandsverteidigers, der getreulich seine Alltagspflichten abgeleistet hat.“⁵⁸

Während Hans Meuth in späteren Interviews von wechselnden Schichten zwischen zwei und vier Stunden berichtet, äußert sich Ludwig Feilkert zu Intervallen von acht Stunden.⁵⁹ Damit lässt sich festhalten, dass die Einsatzzeiten je nach Einsatzgebiet und aktueller Lage variierten.

Besonders die Grabungseinheiten waren durch das Wettarbeiten und die ständige Gefahr von feindlichen Sprengungen geprägt. Man versuchte zwar, das Risiko durch die bereits angesprochenen Abhörmaßnahmen zu verringern, allerdings wurden beiderseits verschiedene Täuschungsmanöver ausgeführt. Beispielsweise wurde versucht, anhand von Klopfgewerk fortlaufendes Graben im Stollen zu simulieren, während dieser aufgrund der nahenden Sprengung bereits geräumt werden konnte. Neben der ständigen Gefahr eines Sprengangriffs waren die Soldaten besonders mit der Gefahr von Vergiftungen konfrontiert, die durch sich bildende Gase von eigenen oder feindlichen Sprengungen drohten.⁶⁰ Durch die Ausgabe von Verhaltensregeln und Maßnahmen, die nach einer Sprengung beachtet werden mussten, waren Vergiftungen jedoch eher selten.⁶¹

3. Selbstzeugnisse und Ego-Dokumente als historische Quelle

Um sich der Aussagekraft der zu untersuchenden Quellen bewusst zu werden, soll nun ein theoretischer Überblick über die Quellengattungen der Selbstzeugnisse und Ego-Dokumente vorangestellt werden. Der Begriff *Ego-Dokument* findet seit den 1980er Jahren ausgehend von der niederländischen Forschung Einzug in die Geschichtswissenschaften und beschreibt eine Zusammenfassung verschiedener Textsorten, in denen ein Mensch freiwillig oder unfreiwillig

⁵⁶ Vgl. ebd., S. 47.

⁵⁷ Vgl. ebd., S. 29.

⁵⁸ Aus der Regimentsgeschichte des Reserve-Infanterie-Regiments 266, zit. nach: ebd., S. 13.

⁵⁹ Vgl. BUCHNER 1982, S. 60f.

⁶⁰ Vgl. ebd., S. 28.

⁶¹ Vgl. BUCHNER 1986, S. 36.

eine Auskunft über sich selbst gibt.⁶² Dabei ist es möglich, dass der Autor selbst nur indirekt in Erscheinung tritt, aber dennoch zum Ausdruck bringt, was ihn persönlich, emotional und gedanklich berührt.⁶³ Im Bereich der Quellenanalyse geht es vor allem darum, einen Zugriff auf Deutungs- und Wertungsbereiche sowie individuelle Wahrnehmungen gesellschaftlichen Lebens zu erhalten.⁶⁴

Ego-Dokumente rückten mit der Zeit zunehmend in den Forschungsfokus, da sich das Interesse auf das Leben der ‚normalen Menschen‘ verlagerte und nicht nur besondere Persönlichkeiten Gegenstand der Forschung darstellen sollten.⁶⁵ Dadurch wurde es möglich, einen Blick auf unterschiedliche soziale Schichten werfen zu können, die beispielsweise durch besondere Umstände zum Schreiben gebracht wurden.⁶⁶

Der Begriff *Selbstzeugnis* gilt ebenfalls als Oberbegriff autobiographischer Texte, in denen über sich selbst Zeugnis abgelegt wird. Als inhaltliches Kriterium ist die Selbstthematisierung jedoch entscheidend. Benigna von Krusenstjern führt die Ausführungen von Alois HAHN an, die als Folge eines ‚impliziten Selbst‘ eine Unbegrenztheit der Quellengattung zur Folge hätte und durch ein ‚explizites Selbst‘ die ‚Selbstheit‘ ausdrücklich zum Gegenstand von Darstellung und Kommunikation gemacht werde.⁶⁷ Der Schreiber tritt in Selbstzeugnissen selbst handelnd in Erscheinung oder nimmt ausdrücklich auf seine Person Bezug.⁶⁸

Sie beschreibt vier Typen von Selbstzeugnissen: Typ A wird als egozentrisches Selbstzeugnis beschrieben, dessen zentraler Bestandteil der mehrheitliche Bezug auf das schreibende Ich sei. Typ B enthalte zwar Berichte über das Selbst, bestünde jedoch in großen Teilen aus Interessensgebieten und emotionaler Berührt- oder Betroffenheit des Selbst. Selbstzeugnisse des C-Typus lassen das Ich fortschreitend hinter den Anteilen der Umgebungswelt zurückstehen, sodass das explizite Selbst in Typ D kaum noch zu erkennen sei.⁶⁹

⁶² Vgl. Winfried SCHULZE: Ego-Dokumente: Annäherung an den Menschen in der Geschichte? Vorüberlegungen für die Tagung "EGO-DOKUMENTE", in: Ego-Dokumente, hg. von Winfried SCHULZE, Berlin 2009, S. 21.

⁶³ Vgl. Benigna von KRUSENSTJERN: Was sind Selbstzeugnisse? Begriffskritische und quellenkundliche Überlegungen anhand von Beispielen aus dem 17. Jahrhundert, in: Historische Anthropologie: Kultur, Gesellschaft, Alltag 2 (1994), S. 469.

⁶⁴ Vgl. SCHULZE 2009, S. 13f.

⁶⁵ Vgl. ebd., S. 21.

⁶⁶ Vgl. Claudia ULBRICH, Hans MEDICK, Angelika SCHASER: Selbstzeugnis und Person. Transkulturelle Perspektiven, in: Selbstzeugnis und Person. Transkulturelle Perspektiven, hg. von Claudia ULBRICH, Hans MEDICK, Angelika SCHASER (Selbstzeugnisse der Neuzeit, Bd. 20), Köln 2012, S. 1.

⁶⁷ Vgl. KRUSENSTJERN 1994, S. 463.

⁶⁸ Vgl. KRUSENSTJERN 1994, S. 462f.

⁶⁹ Vgl. ebd., S. 464.

Ego-Dokumente und Selbstzeugnisse schließen sich somit nicht gegenseitig aus. Entscheidend ist die Art und Weise der Selbstthematisierung.

Briefe, Tagebücher und Postkarten stellen als Ergänzung der offiziellen Militärberichte um die Kriegswahrnehmung einfacher Soldaten besonders interessante Quellen dar, die den Ego-Dokumenten und Selbstzeugnissen zugeordnet werden können. Besonders die Feldpost dient als Informationsquelle der täglichen Routine und des Kriegsalltages sowohl an der Front als auch an der sogenannten ‚Heimatfront‘.⁷⁰ Ebenso wie beispielsweise Tagebücher und Postkarten dienen diese Quellengattungen dem Einblick in die Mentalität der Soldaten und deren persönlichen Sinnstiftungsprozess.⁷¹ Heuer beschreibt, bei der Untersuchung der Quellengattung Feldpost, die diesbezüglich nach meiner Ansicht ebenso durch Tagebücher, Lyrik u. Ä. ergänzt werden kann, gehe es um eine „gegenwartsgebundene und retrospektiv verfasste narrative Konstruktion des Selbst“⁷² durch lebensgeschichtliche Erzählungen, die in erster Linie identitätsbildend wirke.⁷³ Da es sich hierbei um eine subjektive Perspektive des Schreibers handelt, der seine Identität in entsprechenden Zeugnissen narrativ konstruiert, wird das Analyseproblem von Authentizität und Glaubwürdigkeit insofern in den Hintergrund gerückt, als dass die Auseinandersetzung mit der Quelle ebenso auf subjektiver Analyseebene verlaufen muss.⁷⁴

Da die Konstruktion von ‚Heimat‘ ebenfalls ein höchst individuelles und subjektives Verfahren darstellt, das im weiteren Verlauf der Arbeit noch genauer konkretisiert werden soll, wird deutlich, weshalb für die zugrunde gelegte Fragestellung die Quellenart der Ego-Dokumente und Selbstzeugnisse ausgewählt wurde. Auf Problematiken und Möglichkeiten der jeweiligen Gattungen, die den beiden Oberbegriffen unterliegen, wird im Folgenden näher eingegangen.

3.1 Tagebücher

Tagebücher als Forschungsgegenstand werden oftmals unter literaturwissenschaftlicher Perspektive betrachtet, finden jedoch im Zuge des wachsenden Interesses an Wahrnehmungsgeschichte vermehrt Einzug in die Geschichtswissenschaften, da es sich durch

⁷⁰ Vgl. Christian HEUER: Feldpost und Erzählung. "Unentdeckte" Potentiale für das historische Lernen, in: Schreiben im Krieg-Schreiben vom Krieg, hg. von Veit DIDCZUNEIT, Jens EBERT, Thomas JANDER, Essen 2011, S. 66.

⁷¹ Vgl. ebd., S. 69.

⁷² Ebd., S. 70.

⁷³ Vgl. ebd., S. 70.

⁷⁴ Vgl. ebd., S. 71.

die subjektive Momentaufnahme um eine der aussagekräftigsten Quellen der Alltagsgeschichte handelt.⁷⁵

Ralph-Rainer Wuthenow definiert das Tagebuch als

„eine Folge von Notizen, in regelmäßigen oder auch unregelmäßigen Abständen geführt, nicht selten sogar wirklich von Tag zu Tag und in einer von der Eigenart des Schreibenden geprägten Reflexion auf äußere, politische wie persönliche, private, gar intime Begebenheiten und auf Erfahrungen, Gesehenes wie Gehörtes, Träume, Erwägungen, Stimmungen, auch auf Gelesenes bezogen.“⁷⁶

Als Ergänzungen finden sich zudem die Trennung von Aufzeichnungseinheiten, die in chronologischer Weise angeordnet werden, wobei das Auftreten von zeitlich-inhaltlichen Varianzen⁷⁷ möglich sein kann.⁷⁸ Eine Reihung der Einheiten kann sowohl in zeitlicher oder räumlicher als auch in punktueller Chronologie vorliegen.⁷⁹ Vorwiegend werden Tagebücher ohne die Intention eines Adressaten verfasst. Die Berichte orientieren sich eher am Schreiber persönlich, wodurch Gedankensprünge oder lückenhafte Erzählungen entstehen können.⁸⁰ Im Falle eines Kriegstagebuchs zeigt sich jedoch häufig eine zweitrangige Adressierung im Falle des eigenen Todes, meist an die Familie.⁸¹

Durch das Tagebuch als historische Quelle soll weniger die offizielle Geschichtsschreibung nachvollzogen und ergänzt werden, vielmehr kann dieses Einblicke in die Lebensumstände und Erfahrungen der einfachen Leute liefern und damit die Sicht ihrer Lebenswelt abbilden.⁸²

Die Motivation des Schreibenden kann sich aus verschiedenen Gründen zusammensetzen. Zum einen ist es möglich, dass sich die gewohnte Umgebung des Schreibenden oder deren Verhältnisse ändern, sodass der Wunsch entsteht, die erfahrende Fremde oder das Neue im Leben zu verschriftlichen.⁸³ Besonders kommt dies in der Sonderform des Reisetagebuchs zum Ausdruck, das, angelehnt an die Gattung des Reiseberichts, die Stationen einer Reise mit den jeweiligen Daten kongruieren lässt und damit die Reise vor das diaristische Schreiben an sich

⁷⁵ Vgl. Sigrid WISTHALER: Methodische und quellenkritische Überlegungen: Das Tagebuch als Gegenstand der Forschung, in: Karl Ausserhofer, hg. von Sigrid WISTHALER, Innsbruck 2010, S. 20.

⁷⁶ Ralph-Rainer WUTHENOW: Europäische Tagebücher. Eigenart, Formen, Entwicklung, Darmstadt 1990, S. 1.

⁷⁷ Gemeint ist hierbei der zeitliche Abstand zwischen Erlebnis und Aufzeichnungsmoment, der i. d. R. einen Tag umfasst, jedoch ebenfalls auch in kürzeren Abständen möglich ist oder sogar durch längere Schreibpausen ausgedehnt sein kann.

⁷⁸ Vgl. WISTHALER 2010, S. 5.

⁷⁹ Vgl. WUTHENOW 1990, S. 2.

⁸⁰ Vgl. WISTHALER 2010, S. 6.

⁸¹ Siehe beispielhaft das Tagebuch von Hermann Hoppe.

⁸² Vgl. WISTHALER 2010, S. 7.

⁸³ Vgl. ebd., S. 15.

stellt.⁸⁴ Zum anderen ist es möglich, dass der Schreiber sich, wie im Fall eines Weltkrieges, der Ausnahmesituation, in der er sich befindet, durchaus bewusst ist und sein Tagebuch in Form einer Sinnsuche oder auch Selbstrechtfertigung nutzt.⁸⁵ Zudem können sich besonders im Rahmen des Kriegstagebuchs Motive der Beschäftigungssuche in Phasen der Ruhezeiten oder auch der Überwindung von Einsamkeit und Verarbeitung von Erlebtem wiederfinden. Insgesamt lässt sich sagen, dass die Verbindung der Motive dazu führt, dass Gefühle, Gedanken und Erfahrungen nicht verdrängt, sondern zur Erinnerung oder Verarbeitung durch das Tagebuch konserviert werden sollen.⁸⁶

Das Tagebuch gilt besonders durch seine zeitliche Nähe zum Geschehen als authentische Quelle, da die Erlebnisse nahezu gegenwärtig geschildert werden und daher kaum einer Filterung, Verzerrung oder Verfärbung der Erinnerung unterliegen. Ebenso fehlt dem Schreiber zum Schreibzeitpunkt jegliches Wissen über mögliche Folgen oder zukünftige Zusammenhänge.⁸⁷ Dennoch ist zu beachten, dass die Niederschrift trotz der zeitlichen Nähe immer einer Selektion und Reduktion der Erinnerung unterworfen ist. Ebenso üben gegenwärtige Emotionen und zeitliche und räumliche Faktoren Einfluss auf die Erinnerung und das Schreibprodukt an sich aus.⁸⁸ So führt beispielsweise die häufige Nutzung von nur kleinen Notizheften an der Front aus Platzgründen zu Verkürzungen, das Fehlen des Adressaten wiederum zu Lückenhaftigkeit des für den Schreiber Selbstverständlichen und die Sozialisation bzw. die soziale Herkunft bringt möglicherweise Einschränkungen im Ausdrucksbereich der Sprache mit sich. Die Zensur wirkte sich zwar im Allgemeinen geringer auf Tagebücher aus, galt allerdings weiterhin als maßgebliche Größe, deren Gefahr nicht gänzlich ausgeschlossen werden konnte.⁸⁹

Mögliche Auslassungen seitens des Autors unterliegen in der historischen Analyse weniger dem Faktor des bewussten Verschweigens und daher verminderndem Wahrheitsgehalts, sondern vielmehr der Gestaltung und der Frage, warum der Autor in der vorliegenden Weise berichtet. Der Schreiber konstruiert im Schreibprozess seine eigene diaristische Wahrheit auf

⁸⁴ Vgl. WUTHENOW 1990, S. 165.

Besonders zu Beginn des Krieges, kann eine vermehrte Gleichsetzung zwischen Kriegseinsatz und Reiseempfinden verzeichnet werden, vgl. hierzu: Der Krieg als Reise. Der Erste Weltkrieg, Innenansichten, hg. von Sabiene AUTSCH, Lars KOCH, Daniela NEUSER, Martin ORTMANN, Siegen 1999.

⁸⁵ Zum Begriff „Selbstrechtfertigung“ siehe: FritzFELLNER: Der Krieg in Tagebüchern und Briefen, in: Österreich und der Grosse Krieg, hg. von Klaus AMANN, Hubert LENGAUER, Wien (1989), S. 207. Weiterhin: Vgl. WISTHALER 2010, S. 15f.

⁸⁶ Vgl. WISTHALER 2010, S. 17.

⁸⁷ Vgl. WUTHENOW 1990, S. 50.

⁸⁸ Vgl. WISTHALER 2010, S. 18.

⁸⁹ Vgl. ebd., S. 19.

Basis seiner gegenwärtigen Wahrnehmungen, Erinnerungen und Gemütszustände. Wuthenow beschreibt dies damit, dass alle Wirklichkeit im Sinne des Subjekts verwandelt werde. Aus diesem Grund ist auf subjektiver Analyseebene, auf der diese Arbeit aufbauen soll, das Problem des faktischen Wahrheitsanspruches nicht gegeben.⁹⁰

3.2 Feldpostkarten und -briefe

Der Feldpost kommt im Allgemeinen eine besondere Bedeutung zu, da sie zumeist die einzige Verbindung zu Familie und Freunden bildete. Durch das Schreiben unter lebensgefährlichen Umständen stellte sie zudem ein sehnlichst erwartetes Lebenszeichen für Angehörige dar.⁹¹ Die Feldpost kann als verbindendes Element zwischen der Lebenswelt der Soldaten an der Front bzw. im Einsatz und der Lebenswelt der Familienangehörigen angesehen werden⁹² und markiert daher ein besonders interessantes Medium, um zu untersuchen, inwieweit sich diese Verbindung der Welten in Bezug auf die Heimatkonstruktion äußert. Die hohe Bedeutung der Feldpost für Soldaten und Angehörige resultiert ebenso aus der hoch motivationalen und mental stabilisierenden Wirkung, die diese mit sich trug. „Families were the basic building blocks of the community at war, and they went to great lengths to support their soldiers.“⁹³ Dies erkannte bereits zu Kriegszeiten die Oberste Heeresleitung (OHL): „Die Haltung der Truppen im Felde wird auf das stärkste beeinflusst durch die geistige Verbindung mit der Heimat.“⁹⁴ Besonders die Pflege familiärer und sozialer Netzwerke kann als grundsätzliche Aufgabe der Feldpost angesehen werden, da die Regelmäßigkeit von Gesprächen als kommunikatives Fundament sozialer Gruppen betrachtet werden kann.⁹⁵ Die bis dato gemeinsame und zuweilen familiäre Organisation des Alltags, die durch einen Krieg aufgebrochen wurde, kann weiterhin nur durch ein schriftliches Medium erfolgen, was als ein Grund für scheinbar banale Briefpassagen und die übermäßige Thematisierung vertrauter Handlungen und Ereignisse angesehen werden kann.⁹⁶ Da sich die gemeinsame Lebenswelt der Korrespondenten verschiebt und ein gemeinsamer Erlebnisraum mit fortlaufender Dauer des

⁹⁰ Vgl. WUTHENOW, S. 4.

⁹¹ Vgl. Klaus LATZEL: Kriegsbriefe und Kriegserfahrung: Wie können Feldpostbriefe zur erfahrungsgeschichtlichen Quelle werden?, in: Werkstatt Geschichte 22 (1999), S. 10.

⁹² Vgl. Daniela NEUSER: Der Krieg als Reise - Private Fotografien und Feldpostkarten, in: Der Krieg als Reise, hg. von Sabiene AUTSCH, Lars KOCH, Daniela NEUSER, Martin ORTMANN, Siegen 1999, S. 89.

⁹³ WATSON 2014, S. 211.

⁹⁴ Bernd ULRICH: Die Augenzeugen. Deutsche Feldpostbriefe in Kriegs- und Nachkriegszeit: 1914-1933, Essen 1997, S. 39.

⁹⁵ Vgl. Hajo DIEKMANN-SHENKE: Feldpostbriefe als linguistischer Forschungsgegenstand, in: Schreiben im Krieg-Schreiben vom Krieg, hg. von Veit DIDCZUNEIT, Jens EBERT, Thomas JANDER, Essen 2011, S. 55.

⁹⁶ Vgl. ebd., S. 55f.

Krieges zunehmend brüchiger wird, kann in den Briefen eine Thematisierung konstanter Elemente beobachtet werden, die als Verbindungsglied zwischen den sozialen Beziehungen dienen. Beispielsweise verdeutlicht das häufige Versenden lokaler Zeitungen an die Front den Versuch, das jeweilige Familienmitglied weiterhin am Geschehen außerhalb der Front teilhaben lassen zu wollen.⁹⁷ Weiterhin kann dies eine wichtige identitätsstiftende Wirkung mit sich führen, da die eigene persönliche Funktion durch Aufträge und Hinweise in die Alltagswelt der Familie zumindest in Ansätzen aufrechterhalten werden kann, indem Mitbestimmung und Teilnahme am Geschehen erzeugt werden.⁹⁸ Auch Klaus Latzel schreibt der alltäglichen Kommunikation die Bestätigung der eigenen Identität und die Erfahrbarkeit eines gewissen Zugehörigkeitsgefühls zu. Vor allem die täglichen Unterhaltungen seien Grundlage für eine Orientierung im Alltag, die Herausbildung gewisser Plausibilitätsstrukturen und die Gültigkeit des sozialen Wissens⁹⁹, was die Basis kollektiver Identität darstelle.¹⁰⁰ Diese individuelle Perspektive, die Latzel als Funktion der Feldpost herausstellt, wird in seinen Ausführungen durch die überindividuelle Perspektive ergänzt, die dafür Sorge trage, einen Zusammenhang zur Gesellschaft herzustellen und zu sichern.¹⁰¹ Diekmannshenke betont daher zu Recht, dass es sich bei der Feldpost um eine eigene Kommunikationsform handle, die sich sowohl individueller als auch kollektiver Strategien bediene, um das Gefühl von ‚Normalität‘ erzeugen zu können.¹⁰² Ein diesbezüglich besonders zu Beginn des Krieges beobachtbares Phänomen sind Feldpostkarten, die Urlaubs- oder Reisebeschreibungen enthalten und zudem durch entsprechende Motivwahl der Postkarten gestützt werden. An dieser Stelle kann der Versuch einer Stabilisierung der Gedankenwelt zwischen Absender und Empfänger, wie ihn Daniela Neuser aufführt, unterstellt werden, um Beruhigung oder sogar Ablenkung auf beiden Seiten hervorzurufen.¹⁰³

Feldpostbriefe als Untersuchungsgegenstand versprechen eine Ergänzung zu offiziellen Militärberichten und einen Blick in die Innenansichten der Akteure an der Front.¹⁰⁴ Das emotionale Befinden, ihre täglichen Auseinandersetzungen und Diskurse, denen sie sich im

⁹⁷ Siehe beispielhaft WATSON 2014, S. 211. „Sometimes the family added newspaper cuttings to Albert’s parcels so he would know what was going on at home.”

⁹⁸ Vgl. DIEKMANNSHENKE 2011, S. 56f.

⁹⁹ Soziales Wissen setzt sich bei LATZEL aus Routinewissen, Bedeutungsstrukturen der Sprache Vorurteilen, Urteilen, Wertmaßstäben und Deutungs- und Sinnmustern zusammen, vgl. LATZEL 1999, S. 10.

¹⁰⁰ Vgl. LATZEL 1999, S. 10.

¹⁰¹ Vgl. LATZEL 1999, S. 10f.

¹⁰² Vgl. DIEKMANNSHENKE 2011, S. 59.

¹⁰³ Vgl. ebd., S. 54f.; NEUSER 1999, S. 99.

¹⁰⁴ Vgl. ULRICH 1997, S. 106.

Einsatz stellen müssen, finden in den brieflichen Ausführungen zumindest eingeschränkt Platz. Die bereits erwähnte Alltagskommunikation, die in Friedenszeiten aufgrund ihrer mündlichen Ausführung und oftmals fehlenden Verschriftlichung als verloren gelten muss, wird jedoch innerhalb der Briefe schriftlich fixiert¹⁰⁵ und kann für die historische Forschung als wichtige Quelle der Alltagsforschung angesehen werden. Dennoch ist die Aussagekraft der Quelle immer von der an sie gerichtete Fragestellung festzumachen. Es ist möglich, zwei verschiedene Aspekte der Briefe in einer Untersuchung in den Vordergrund zu rücken: Zum einen ließe sich das Objekt, also der inhaltliche Bericht mit den jeweiligen Erlebnissen und Ereignissen, betrachten. Zum anderen kann der Schreiber selbst, das Subjekt, als eigener Betrachtungsgegenstand angesehen werden.

Nach Latzel solle der Schwerpunkt der Fragestellung auf verschiedenen Ebenen der Wahrnehmung und Deutung von Ereignissen liegen, was eine Fragestellung, ähnlich wie bei Tagebüchern, auf subjektiver Ebene am ergiebigsten mache.¹⁰⁶ Die meist zeitliche Nähe von Ereignis und Verschriftlichung unterstützt die Fragestellung auf Wahrnehmungsbasis.¹⁰⁷ Für den Wahrnehmungsaspekt, der auch für die Untersuchung der Heimatkonstruktion im Vordergrund stehen soll, wird der Betrachtung der Sprache ein wichtiger Teil zugeschrieben. Ähnlich wie bei den beiden Betrachtungsperspektiven lässt sich durch die genutzte Sprache nicht nur ermitteln, was die Soldaten erlebten und was sie beschäftigte, sondern vor allem *wie* sie Ereignisse erlebten und welche Bewertung sie diesen zugestanden. In die sprachliche Untersuchung können Bedeutungsebenen einzelner Wörter, Verwendungen von Topoi oder auch rhetorische Figuren miteinbezogen werden, die auf Sinnbildungsprozesse verweisen.¹⁰⁸

Die Untersuchung von Feldpost unterliegt allerdings auch Grenzen, denen man sich in der Analyse bewusst sein muss. Am naheliegendsten erscheint die durchgeführte Zensur, deren Einflussnahme nie vollständig zu bestimmen ist. Obwohl die Zensurpraxis nur stichprobenartig erfolgte, konnte der bloße Verdacht bereits als Filter der mitgeteilten Informationen und

¹⁰⁵ Vgl. Clemens SCHWENDER: Feldpost als Medium sozialer Kommunikation, in: Schreiben im Krieg-Schreiben vom Krieg, hg. von Veit DIDCZUNEIT, Jens EBERT, Thomas JANDER, Essen 2011, S. 127.

¹⁰⁶ Vgl. Klaus LATZEL: Vom Kriegserlebnis zur Kriegserfahrung. Theoretische und methodische Überlegungen zur erfahrungsgeschichtlichen Untersuchung von Feldpostbriefen, in: MGM 56 (1997), S. 3f.

¹⁰⁷ Vgl. Elke SCHERSTJANOI: Als Quelle nicht überfordern! Zu Besonderheiten und Grenzen der wissenschaftlichen Nutzung von Feldpostbriefen in der (Zeit-)Geschichte, in: Schreiben im Krieg-Schreiben vom Krieg, hg. von Veit DIDCZUNEIT, Jens EBERT, Thomas JANDER, Essen 2011, S. 122.

¹⁰⁸ Vgl. LATZEL 1997, S. 23; LATZEL 1999, S. 19. Für eine Gesamtaussage müsste jedoch ein größerer Brief- oder auch Tagebuchbestand miteinander verglichen werden. Ansonsten findet die sprachliche Deutung vorerst nur für den Einzelfall statt.

Eindrücke fungieren.¹⁰⁹ Klaus Latzel stellte in seinen Untersuchungen jedoch fest, dass die Aussagen umso unverfälschter werden, je weiter sich die Thematik von der Zensur entferne.¹¹⁰

Neben der angeordneten behördlichen Zensur finden sich in Briefen Anzeichen dafür, dass sich die Schreiber einer gewissen Selbstzensur unterwarfen, um beispielsweise den Lesern bestimmte Dinge des Frontalltages zu ersparen. Diese Selbstzensur geht ebenso mit einer adressatenabhängigen Themenwahl einher, die je nach Empfänger bestimmte Themen vertiefte oder sogar gänzlich vermied.¹¹¹

Obgleich eine Fixierung von Alltagsgesprächen wichtige Erkenntnisse liefern kann, ist zu beachten, dass die Kommunikation mehrfach reduziert erfolgt. Eine inhaltliche Reduzierung, gefördert durch die Zensur, wurde bereits angesprochen. Viel entscheidender erscheint jedoch der Umstand, dass die schriftliche Kommunikation dauerhaft auf Aspekte wie Gestik, Mimik oder Stimmklang verzichten muss, was ein breites Spektrum für Missverständnisse liefern kann.¹¹² Für eine Analyse ist zusätzlich entscheidend, dass die im Vergleich zur Gesamtzahl an Briefen¹¹³ erhaltenen Überlieferungen eher gering sind und zumeist die Antwortbriefe von Angehörigen fehlen, womit eine Seite des schriftlichen Gesprächs kaum miteinbezogen werden kann.¹¹⁴

Ein weiterer bedeutender Bezugspunkt ist die Selektivität der Berichterstattung. Nach der erfolgten selektiven Wahrnehmung des Alltags, sowohl an der Front als auch an der sogenannten ‚Heimatfront‘, der jeder Mensch alltäglich unterlag, wurden in Briefen nur Ausschnitte des Krieges aufgegriffen, die zudem äußeren Einflüssen wie Propaganda, Stimmung etc. unterliegen konnten.¹¹⁵ Daraus ergibt sich, dass Analysen von Briefsammlungen immer Interpretationen von bereits interpretierten Gegenständen und Erlebnissen darstellen.¹¹⁶ Dies wird außerdem bemerkbar, wenn durch einen längeren Frontaufenthalt sogenannte Gewohnheitseffekte eintreten, die dazu führen, dass beispielsweise mangelhafte Lebensumstände oder Begegnungen mit Tod und Sterben als geläufig wahrgenommen und dementsprechend geschildert werden.¹¹⁷

¹⁰⁹ Vgl. ULRICH 1997, S. 78.

An dieser Stelle wird bewusst auf eine Beschreibung der Durchführungspraxis der Briefzensur verzichtet, da dies für die Fragestellung nicht weiter erheblich erscheint.

¹¹⁰ Vgl. LATZEL 1997, S. 21.

¹¹¹ Vgl. LATZEL 1999, S. 20.

¹¹² Vgl. ebd., S. 10.

¹¹³ Während des Ersten Weltkriegs wurden ca. 28,7 Milliarden Briefe, Karten und Päckchen zwischen der Front und der sogenannten ‚Heimatfront‘ verschickt. Vgl. hierzu WATSON 2014, S. 289.

¹¹⁴ Vgl. LATZEL 1999, S. 21.

¹¹⁵ Vgl. SCHERSTJANOI 2011, S. 122f.

¹¹⁶ Vgl. LATZEL 1997, S. 35.

¹¹⁷ Vgl. SCHERSTJANOI 2011, S. 123.

Obwohl das Problem der Repräsentativität von Feldpostanalysen vielseitig beeinflusst ist und dringend beachtet werden sollte, stellen sowohl Kriegstagebücher als auch Feldpostbriefe und -karten unter Berücksichtigung der dargelegten Faktoren eine unentbehrliche Quelle in der Kriegsforschung und Ergänzung zu amtlichen Berichten dar.¹¹⁸

4. Heimat

4.1 Begriffsgeschichte

Der Begriff *Heimat* kann gerade zu Beginn seiner Entstehungsgeschichte mit konkreten Vorstellungen verknüpft werden. Der ursprüngliche Ausgangspunkt war die Bezeichnung des Eigentums an Grund und Boden. Ebenso verwendete man den Begriff synonym zu Bezeichnungen wie Grundstück, Haus oder Hof. Es handelte sich damit um eine Begrifflichkeit aus dem ökonomischen und juristischen Metier und konnte mithilfe von Zahlen, Maßen, Preis, Lage, Raum etc. fassbar begrenzt und benannt werden. Weiterhin konnten mit Heimat bestimmte Besitz- oder Erbrechte einhergehen.¹¹⁹ Bis ins 19. Jahrhundert herrschte ein vorrangig rechtlicher Charakter des Heimatbegriffs vor. Sogenannte Heimatrechte sorgten dafür, dass für jeden ein Raum der Zuständigkeit geschaffen wurde, der aus der sogenannten Heimatangehörigkeit, zumeist der ansässigen Gemeinde, resultierte.¹²⁰ Ina-Maria Greverus gesteht dem Heimatbegriff jedoch bereits in dieser vermeintlich konkret juristischen Nutzungsphase eine gewisse Inhaltsoffenheit zu, da der Begriff bereits an dieser Stelle an Fassbarkeit verloren habe.¹²¹ Die Heimatrechte durch die zuständige Gemeinde o. Ä. konnten beispielsweise Versorgungs- oder Unterstützungsansprüche in Fällen von Armut oder Krankheit beinhalten.¹²² Zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden diese Rechte jedoch durch die Übertragung auf den sogenannten Unterstützungswohnsitz genauer ausdifferenziert und von der ursprünglichen Herkunftsgemeinde sukzessiv abgelöst.¹²³

¹¹⁸ Vgl. ULRICH 1997, S. 153.

¹¹⁹ Vgl. Beate MITZSCHERLICH. "Heimat ist etwas, was ich mache". Eine psychologische Untersuchung zum individuellen Prozess von Beheimatung, Herbolzheim 2000, S.34.

¹²⁰ Hierbei ist hervorzuheben, dass diese Bindungen gleichzeitig als Ausschlussprinzip (bei z. B. sogenannten Heimatlosen) fungierten. Dieses Prinzip sollte in der Entwicklung unter den Nationalsozialisten und auch in der späteren DDR als Grundlage von Ausgrenzungen instrumentalisiert werden.

¹²¹ Vgl. GREVERUS 1972, S. 28.

¹²² Vgl. MITZSCHERLICH 2000, S. 35.

¹²³ Vgl. Hermann BAUSINGER: Heimat in einer offenen Gesellschaft. Begriffsgeschichte als Problemgeschichte, in: Heimat, hg. von Will CREMER, Ansgar KLEIN, Bielefeld 1990, S. 78.

Gemäß Greverus' Ausführungen sei der Begriff Heimat schon früh, das heißt im Verlauf des 17. Jahrhunderts, mit einer emotionalen Ortsgebundenheit verknüpft worden. Besonders zu erkennen sei dies an dem Phänomen des Heimwehs.¹²⁴ Die Herausbildung der inhaltlich-emotionalen Bedeutung von Heimat habe jedoch erst in der Zeit der Romantik stattgefunden.¹²⁵ Hierzu führt Greverus an, der Begriff habe durch die Ausweitung der subjektiven Tragweite seine Inhaltsoffenheit um die Gehaltsoffenheit erweitert.¹²⁶

Die Bedeutungsänderung in der Zeit der Romantik wird vermehrt mit der Entwicklung der Industrialisierung gleichgesetzt, die die Mobilität der Menschen vorantrieb und für Dynamik im Alltag sorgte. Die engen Verbindungen zwischen Arbeitsstelle und Herkunftsort lösten sich zunehmend durch Übersiedlungen der Arbeiterschaften in die Großstädte. Somit habe sich der Begriff im Verlauf dieser Prozesse mit einer Wunschvorstellung verknüpft und sei zu einer Idylle herangewachsen, die den Gegensatz zur Industrialisierung bildete und damit Kritik an der Großstadt miteinbezog.¹²⁷

Buchwald konkretisiert dies, indem er darlegt, „verlorene Dorfheimat [werde, J.R.] zum idealisierten Wunschtraum von Geborgenheit und Sicherheit, des überschaubaren Bereichs, in dessen kleiner Gemeinschaft die eigene Person noch etwas galt, zum Idealbild von schöner und gesunder Landschaft.“¹²⁸ Auch Hermann Bausinger versteht den Begriff Heimat für diese Zeit vorrangig als unberührte Natur, die fernab der Industrialisierung zu finden sei,¹²⁹ während Rainer Piemeier zusätzlich die vertraute und unveränderte Welt in den Vordergrund der Romantikentwicklung stellt.¹³⁰

In der historischen Entwicklung sind für diese Zeitspanne Gründungen besonderer Gruppierungen und Bewegungen zu verzeichnen, die durch eine wachsende Begriffskonjunktur neue Akzente zu setzen scheinen.¹³¹ Heimatvereine, die die sogenannte Heimatkunst oder auch Aspekte wie Heimatschutz förderten, sehen ihre gemeinsame Basis in Bezug auf eine naturverbundene Heimat, sodass diese Bewegungen sogar als Unterrichtsfach in Form der

¹²⁴ Vgl. GREVERUS 1972, S. 30.

Zum Heimatbegriff unter dem Aspekt Heimweh vgl. Ina-Maria GREVERUS: Auf der Suche nach Heimat, München 1979, S. 112–132.

¹²⁵ Maike SCHROETER: Was ist Heimat? Was ist Fremde? - Konstruktionen von Identität am Beispiel von deutsch-französischen Partnerschaften, Oldenburg 2013, S. 42.

¹²⁶ Vgl. GREVERUS 1972, S. 29.

¹²⁷ Vgl. SCHROETER 2013, S. 42.

¹²⁸ Konrad BUCHWALD: Wege aus der Entfremdung. Überlegungen zu einer zeitgemäßen Theorie von Heimat, in: Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg (Hg.): Heimat heute. Stuttgart 1984, S. 42.

¹²⁹ Vgl. BAUSINGER 1990, S. 79.

¹³⁰ Vgl. Rainer PIEPMEIER: Philosophische Aspekte des Heimatbegriffs, in: Heimat, hg. von Will CREMER, Ansgar KLEIN, Bielefeld 1990, S. 95.

¹³¹ Vgl. BAUSINGER 1990, S. 82.

Heimatkunde Einzug in das Schulsystem fanden.¹³² Diese Auswirkungen von Heimat auf die Kunst sind in besonderem Maße in der Literatur, aber auch in der Malerei aufzufinden.

Neben dieser Entwicklung ist eine weitere parallel verlaufende Entwicklung festzustellen, welche aus einer nationalfokussierten Bedeutungsentwicklung von Heimat besteht. Diese resultiert aus dem lateinischen Begriff *patria*. Durch das darin enthaltene *pater* rückt eindeutig das gemeinsame Vaterland in den Vordergrund. Als Grund der Verschiebung der Begriffsbedeutung von einer eher eng gefassten räumlichen Lokalität zur Nation, sieht Celia Applegate weniger die soziale Spaltung, sondern eher die Entwicklung zu einer Nation, die auch auf gedanklicher Ebene stattgefunden habe.¹³³

„The evolution of Heimat as a concept followed the shifting hierarchies of belonging, from hometown to territorial state to nation.“¹³⁴ Ebenso sehr sieht Mitzscherlich die Heimatgleichsetzung mit dem Vaterland als „Beschwichtigungsangebot“¹³⁵ zur Überbrückung sozialer Hierarchien und Klassengegensätze. Damit kann dem Begriff Heimat, wie ihn Neumeyer beschreibt, zum ausgehenden 19. Jahrhundert einerseits eine „staatstragende Bedeutung“¹³⁶ und andererseits eine stark zunehmende Politisierung unterstellt werden, die sich später besonders in den Weltkriegen zeigte, in denen die Positionen Heimaturlaub, Heimatverteidigung und das Zusammenspiel von Front und Heimat eine wichtige Rolle einnahmen.¹³⁷

Als Folgerung der zeitlich eng beieinanderliegenden Begriffsentwicklungen, die sich zunächst auf die Rückbesinnung und Hervorhebung spezifisch ländlicher, natur- und traditionsverbundener Gesichtspunkte konzentrierte und sich daraufhin als Reaktion auf die Nationenbildung und einen sich später anbahnenden Krieg in eine nationale Sichtweise verwandelte, kann festgehalten werden, dass der Begriff um die Jahrhundertwende durchaus mit verschiedenen Vorstellungen und Konnotationen verbunden sein konnte, die durch das Ausmaß der eigenen Betroffenheit abhängig gewesen sein konnten. Weiterhin kann gerade in Bezug auf Kriegssituationen, in diesem Fall den Ersten Weltkrieg, sicherlich festgehalten werden, dass der affektive Sinngehalt durch einen eventuellen Verlust der Heimat ebenso angestiegen sein könnte, wie der territoriale durch Grenzziehungen zwischen ‚Heimatland‘ und

¹³² Vgl. SCHROETER 2013, S. 42.

¹³³ Vgl. APPLGATE 1990, S. 10f.

¹³⁴ Ebd. S. 13.

¹³⁵ Vgl. MITZSCHERLICH 2000, S. 37.

¹³⁶ Michael NEUMEYER: Heimat: zu Geschichte und Begriff eines Phänomens, Kiel 1992, S. 42.

¹³⁷ Vgl. Christian Graf von KROCKOW: Heimat - Eine Einführung in das Thema, in: Heimat, hg. von Will CREMER, Ansgar KLEIN, Bielefeld 1990, S. 65.

‚Feindesland‘, Territorialgewinne oder auch später die ländlichen Abtretungen durch die Bestimmungen des Versailler Vertrages, wodurch sich in den entsprechenden Gebieten Zugehörigkeits- und Nationalfragen entwickelten.

Im Zeitraum zwischen beiden Weltkriegen ist ein Anstieg der ideologischen Aufladung des Ausdrucks durch die Nationalsozialisten feststellbar. Deutlich wird dies als sich dieser vor allem im Rahmen der sogenannten ‚Blut- und Bodenideologie‘ niederschlägt. Der national angelegte Heimatbegriff habe sich jedoch nach Hermann Bausinger zunächst nach dem Ersten, aber besonders nach dem Zweiten Weltkrieg relativiert.¹³⁸

Weil danach die Nationalfrage durch eine Zerstörung des bis dahin Deutschen Reiches als unklar zu beantworten war, habe der Versuch des neuen Existenz- und Identitätsaufbaus eher in kleineren Gruppierungen und regionalerem Denken stattgefunden.¹³⁹ Als Vergleichspunkt und meist erwünschter Zielzustand stand das vertraute Leben von früher. Besonders für sogenannte Heimatvertriebene rückte die Heimatfrage in den Vordergrund, woraufhin sich in der Zeit der 1950/60er Jahre auch Kernfragen zum Heimatrecht auftaten.¹⁴⁰

In den soziologischen Forschungsdiskurs hielt die Untersuchung des Ausdrucks erst in den 50er Jahren Einzug. Auch dies erscheint als mögliche Konsequenz der Weltkriege und Reaktion auf die zuvor benannten Veränderungen in der Gesellschaft. Nachdem sich diese Veränderungen und damit der Diskurs Mitte der 60er Jahre größtenteils stabilisiert hatte und die nostalgische Heimatvorstellung als Wunschbild und Maßstab verblasste, fand eine Neuentdeckung des Ausdrucks in der Zeit der 70er Jahre vor allem durch Schriftsteller statt, die nun die Bedeutung des Wohnortes erneut ins Zentrum rückten.¹⁴¹ Maïke Schroeter unterstreicht die Annahme, dass im Zuge der Globalisierung eine räumliche Bindung an die Heimat nicht länger vonnöten sei und die sozialen Gefüge eines Individuums zur Identitätsstiftung an Bedeutung gewannen. Jedoch handle es sich bei der Identifikation mit einer Örtlichkeit, sei es eine Region oder der Heimatort, um einen Rückzugsort zur Ruhe vor der Außenwelt.¹⁴²

¹³⁸ Vgl. BAUSINGER 1990, S. 85.

¹³⁹ Vgl. ebd.

¹⁴⁰ Vgl. SCHROETER 2013, S. 43.

¹⁴¹ Vgl. SCHROETER 2013, S. 44.

¹⁴² Vgl. ebd., S. 45.

4.2 Heimat im Diskurs der Forschung

Heimat wird im Duden als „Land, Landesteil oder Ort, in dem man [geboren und] aufgewachsen ist oder sich durch ständigen Aufenthalt zu Hause fühlt (oft als gefühlsbetonter Ausdruck enger Verbundenheit gegenüber einer bestimmten Gegend)“¹⁴³ definiert.

Interessant an dieser Definition ist, dass auch hier der primäre Fokus auf einer Örtlichkeit liegt. Obwohl eine emotionale Bindung angesprochen wird, besteht diese in Bezug auf Heimat immer in Verbindung mit einem Ort. Warum dieser Zusammenhang zwar sinnvoll, allerdings nicht einzig ausschlaggebend ist, soll sich im Folgenden zeigen.

Bernhard Waldenfels verfolgt in seiner Darlegung zur Vorstellung von Heimat eine ähnliche Richtung. Jedoch unterscheidet er gezielt zwischen den Begriffen Herkunftsort und Lebensort.¹⁴⁴ Den Herkunftsort, der sich in seiner Definition durch die Geburt festsetze, einzig deshalb als Heimat zu beschreiben, sieht Waldenfels dagegen als zu enge Bestimmung an, da es sich um einen Ort handle, der als einziger von anderen Personen bestimmt werde und nicht verloren werden könne. Der Lebensort hingegen sei der Ort, an dem man sich aufgrund seiner Eingewöhnung zu Hause fühle. Dieser gelte als wandelbar, was seine Ansichten zur Existenz einer zweiten oder auch dritten Heimat fördert, und könne daher im Gegensatz zum Herkunftsort ebenso verloren gehen.¹⁴⁵ In Abgrenzung zur Fremdwelt beschreibt Waldenfels daher die sogenannte Heimwelt, die durch Faktoren wie Vertrautheit, Verlässlichkeit und eine affektive Verankerung ausgemacht werde. Diese bilde eine Sphäre, in der man sich sowohl auf Ebene des Kennens als auch der des Könnens auskenne.¹⁴⁶ Weiterhin besetzt er die beiden Begrifflichkeiten mit den Entsprechungen Ur- und Wahlheimat, woraus er folgert, dass es sich bei dem von ihm bezeichneten „Heimischwerden“¹⁴⁷ um einen Prozess handle, der der Zu- und Aneignung bedarf und nicht zu vollenden sei. Als Konsequenzen zieht er zum einen, dass sich eine räumliche Abgrenzung von Heimat als schwierig darstelle, da diese individuell ausgedehnt sein könne. Weiterhin sei Heimat ein Aspekt, der aus der Vergangenheit heraus in die Zukunft greift und immer auf eine beliebige Weise zurechtgemacht oder umgesetzt, das heißt

¹⁴³ Dudenredaktion (o.J.): „Heimat“ auf Duden online. URL: <http://www.duden.de/suchen/dudenonline/heimat> [19.09.2017].

¹⁴⁴ WALDENFELS führt zudem noch Ausführungen zum Begriff ‚Aufenthaltort‘ an. Zur Vervollständigung sei dies genannt, wird aber für den Verlauf der Arbeit nicht genauer ausgeführt, da keine weiteren Erkenntnisse für die Fragestellung ersichtlich werden. Zum Begriff ‚Aufenthaltort‘ bei WALDENFELS vgl. WALDENFELS 1990, S. 112f.

¹⁴⁵ Vgl. WALDENFELS 1990, S. 113.

¹⁴⁶ Vgl. ebd.

¹⁴⁷ Ebd., S. 114.

interpretiert, sei.¹⁴⁸ Seine Ausführungen entsprechen demnach dem Anspruch einer Konstruktion.

Rudolf Hitzler deutet den Raumaspekt auf andere Weise. Er sieht darin eine Bühne für die Konstituierung von Heimat, wobei sich die im Raum stattfindenden Prozesse als Elemente von Heimat ausmachen ließen. Der Raum hat bei Hitzler also keine grundlegend erschaffende Funktion, sondern dient als Bezugsrahmen, an den sich die subjektiven Eigenschaften von Heimat angliedern und auf welche sozioökonomische und kulturelle Variablen einwirken.¹⁴⁹ Er verdeutlicht dies am Beispiel von Wohnverhältnissen, die durch die ökonomischen Lebensbedingungen beeinflusst werden und entsprechend dieser ausfallen.¹⁵⁰ In diesem Bezug sieht er den Faktor Zeit durch Hervorhebungen bestimmter Lebensphasen oder Zeitpunkte für die Entstehung von Heimat als verstärkende Instanz.¹⁵¹

Der Raum, oder besser, der Ort spielt bei Ulrich Gebhard und Gisela Lück eine eher untergeordnete Rolle in der Form eines Bezugsortes, neben Bezugspersonen oder Bezugsdingen, die durch eine aufgebaute Beziehung zu Interaktionspartnern und damit Elemente eines persönlich gedeuteten Lebens werden.¹⁵² Gebhard und Lück sehen diese Vertrautheit als zentrales Element zur Entstehung von Heimatgefühl, da durch dieses ein sinnvoll erlebtes bzw. interpretiertes Leben möglich werde. Das Heimatgefühl, hervorgerufen durch die Vertrautheit der Dinge, sei jedoch keine Eigenschaft der Dinge an sich, sondern vielmehr eine individuelle konstruktive Leistung, basierend auf subjektiven Interpretationen.¹⁵³ „Heimat ist keine vorgefundene Eigenschaft der Dingwelt, der Umwelt, sondern das Ergebnis einer gelungenen Beziehungs- und Interpretationsgeschichte zu Menschen und Dingen.“¹⁵⁴ Dabei stelle die Kultur einen von der Heimat unabdinglichen Einflussfaktor auf das Verhältnis und die Bedeutung zwischen Mensch und Ding dar, welche die Persönlichkeit des Menschen nachhaltig forme.¹⁵⁵ Vor allem der an die Beziehungs- und Interpretationsgeschichte angehängte Zusatz ‚gelungen‘, kann an dieser Stelle als grundsätzlich positives Verhältnis zu den Dingen, Orten und Personen angesehen werden, die die

¹⁴⁸ Vgl. ebd.

¹⁴⁹ Vgl. Rudolf HITZLER: Heimat – Aus der Perspektive einer (ökologisch orientierten) Sozialisationsforschung, in: Die Welt zur Heimat machen?, hg. Von Wolf ENGELHARDT, Ute STOLTENBERG, Bad Heilbrunn/Obb. 2002, S. 65.

¹⁵⁰ Vgl. ebd.

¹⁵¹ Vgl. ebd., S. 66.

¹⁵² Vgl. Ulrich GEBHARDT, Gisela LÜCK: Die Vertrautheit der Dinge. Symbolische Deutung der belebten und unbelebten Natur als Element des Heimatgefühls, in: Die Welt zur Heimat machen?, hg. von Wolf ENGELHARDT, Ute STOLTENBERG, Bad Heilbrunn/Obb. 2002, S. 97.

¹⁵³ Vgl. ebd., S. 98f.

¹⁵⁴ Ebd., S. 99.

¹⁵⁵ Vgl. ebd.

Heimatbeziehung prägen. Das würde auch der Interpretation von Jürgen Hasse entsprechen, der Heimat als „ein Gefühl des Getragenseins von vertrauten Eindrücken auf dem Boden einer in aller Regel überwiegend positiv erlebten Identifikation mit einem Befinden in einer komplexen, räumlich orientierten Lebenssituation“¹⁵⁶ definiert. Die Kombination von Gefühlserleben in einer alltäglichen Umgebung, die durch vertraute Dinge, Menschen, Situationen u. Ä. gestaltet wird, bezeichnet nach Hasse das Empfinden von Heimat.¹⁵⁷ Doch gerade dieser zunehmend auflösende Charakter des Raums für die Heimatwahrnehmung sorgt nach Egbert Daum für die Problematik, dass die Begrifflichkeit immer abstrakter und weniger erfahr- bzw. vermittelbar werde.¹⁵⁸ Meiner Ansicht nach bleibt jedoch zu bedenken, dass gerade dieser emotionale Aspekt viel eher für eine Erfahrbarkeit von Heimat sorgen kann als die schlichte Gleichsetzung mit einem Raum oder Ort, der wohl doch erst durch eine emotionale Verbindung gleich welcher Art zu einem Heimatort wird.

Daum sieht aufgrund dieser Entwicklung Heimat am wenigsten als eine konkrete Ortsbestimmung, sondern vielmehr als eine „immaterielle[n] Welt, die sich aus Entscheidungssituationen, Wertrelationen und Kommunikation konstituiert.“¹⁵⁹ An die Stelle von eindeutiger Lokalisation sei nunmehr ein Geflecht aus Beziehungen zu Verwandten und Freunden getreten.

„Heimat repräsentiert in ihrer Symbolträchtigkeit die Vertrautheit, die Nähe und die Verlässlichkeit von den Beziehungen zwischen Personen und den Umgang mit den Dingen.“¹⁶⁰

Wie bereits ausgeführt sieht Daum in der langsam verblassenden Raumverbindung von Heimat eine Problematik. Er hebt jedoch auch hervor, dass es durch diesen „aktiven Heimatbegriff“¹⁶¹ einfacher sei, einen zeitgemäßen bzw. dynamischen Begriff zu kreieren. Von einem gänzlichen Verzicht der Raumbedeutung solle jedoch abgesehen werden.¹⁶²

Ausgehend von der affektiven Komponente von Heimat, greift Beate Mitzscherlich den Begriff unter psychologischer Betrachtungsweise auf. Sie bezeichnet Heimat als „psychologisch komplexes, vielfältig zusammengesetztes und individuell konstruiertes

¹⁵⁶ Jürgen HASSE: Heimat - ein Blick auf die Gefühle, in: Die Welt zur Heimat machen?, hg. von Wolf ENGELHARDT, Ute STOLTENBERG, Bad Heilbrunn/Obb. 2002, S. 68.

¹⁵⁷ Vgl. ebd., S. 69.

¹⁵⁸ Egbert DAUM: Wo ist Heimat? Über Verbindungen von Ort und Selbst, in: Die Welt zur Heimat machen?, hg. von Wolf ENGELHARDT, Ute STOLTENBERG, Bad Heilbrunn/Obb. 2002, S. 75.

¹⁵⁹ DAUM 2002, S. 75.

¹⁶⁰ Ebd.

¹⁶¹ Vgl. ebd., S. 76.

¹⁶² Vgl. ebd., S. 76f.

Phänomen, das zentral in der Emotionalität von Menschen verankert ist.“¹⁶³ Hierbei tritt bei Mitzscherlich der Aspekt der aktuellen Lebenswelt hinzu. Diese umfasse eine soziale, regionale und kulturelle Einbindung eines jeden, die Punkte wie Zugehörigkeit, Anerkennung, Vertrauen und Verantwortung einschließen.¹⁶⁴ Als Schlussfolgerung unter psychologischer Betrachtungsweise zeigt Mitzscherlich drei miteinander verbundene Dimensionen auf, die nach ihrer Ansicht als grundlegend gelten: Subjektivität, Ambivalenz und Funktionalität.

Der Aspekt der Subjektivität erscheint mir an dieser Stelle besonders bedeutend. Er geht davon aus, dass sich jeder Mensch zu jeder Zeit subjektiv zu seiner Umwelt ins Verhältnis setzt, wodurch subjektive Bedürfnisse von Heimatempfinden entstehen können.¹⁶⁵ Es gehe darum, den Begriff an einem eigenen, inneren Maßstab auszurichten. Daraus entstünden eine Subjektivität der Wahrnehmung, der Bewertung und der Bedeutung. Die Subjektivität der Wahrnehmung sei darin zu sehen, dass die gleiche Umgebung von zwei Menschen unter verschiedenen Gesichtspunkten wahrgenommen werde.¹⁶⁶ Dabei spielen persönliche Vorerfahrungen eine besondere Rolle, da sie für emotionale Verknüpfungen verantwortlich sind. Die Subjektivität der Bewertung knüpft an diesem Punkt an. Es werden individuelle Maßstäbe als Bewertungsgrundlage angesetzt, was für differierende Ausprägungen in der Beurteilung von beispielsweise ‚schön‘ und ‚hässlich‘, aber auch ‚heimatlich‘ oder ‚nicht-heimatlich‘ Sorge. Die Subjektivität der Bedeutung fasse die Subjektivität der Wahrnehmung mit der der Bewertung zusammen, sodass alternative Auffassungen von Heimaten entstehen können.¹⁶⁷

Die Dimension der Ambivalenz richtet ihren Blick auf die in den Heimatauffassungen realisierten Bedürfnisse im alltäglichen Leben. Dabei stellt sich nach Mitzscherlich die Frage, welche Bestandteile integriert, verhandelt oder sogar ausgeblendet werden.¹⁶⁸ In Bezug auf die Fragestellung dieser Arbeit ist dieser Punkt sehr wichtig und kann nahezu unmittelbar auf die Aufzeichnungen der Soldaten angewendet werden.

Daran schließt sich die Begriffsdimension der Funktionalität an. Die subjektive Auffassung von Heimat richte sich in dieser Dimension, im Gegensatz zur der der Subjektivität, nach der dem Menschen umgebenden Umwelt und betrachte somit auch die eigene Platzierung im

¹⁶³ MITZSCHERLICH 2000, S. 88.

¹⁶⁴ Vgl. ebd., S. 89.

¹⁶⁵ Vgl. ebd., S. 44.

¹⁶⁶ Vgl. MITZSCHERLICH 2000, S. 45.

¹⁶⁷ Vgl. ebd.

¹⁶⁸ Vgl. ebd., S. 46.

sozialen System.¹⁶⁹ Man kann also festhalten, dass die äußere Umwelt die eigenen Auffassungen einer Heimatvorstellung mit konkreten Sachverhalten füllt.

Nach Mitzscherlich sind diese Auffassungen mit der eigenen biographischen Erfahrungswelt und der aktuellen Lebenssituation, aber auch mit zukünftigen Vorstellungen jedes Einzelnen verbunden. Diese biographische Erfahrungswelt umfasst den Lebensraum der Kindheit und ist möglicherweise durch den Nostalgiecharakter, den Heimat vermehrt mit sich bringt, am prägendsten. Krockow benennt die Heimat sogar als „unverwechselbaren Erfahrungsraum der Vertrautheit“¹⁷⁰, der sich dem Kind mit der Zeit annähert.¹⁷¹ Sowohl das familiäre Umfeld als auch einprägsame Kindheitsorte können als vergangene Realität gelten, die für die Herausbildung einer Heimatauffassung aus der Gegenwart heraus interpretiert werden.¹⁷²

Ina-Maria Greverus beurteilt den Heimatbegriff aus anthropologisch-sozialpsychologischer Sicht und betont besonders durch ihr Werk *Der territoriale Mensch* aus dem Jahr 1972 das Territorium, d. h. die Lokalisation bzw. den Lebensraum als zentrales Element von Heimatbildung. Dafür führt sie zunächst die Ausführungen des Psychiaters Jürg Zutt an, der den Menschen als wohnendes Wesen ansieht, der einen Ort benötige, an den er gehöre.¹⁷³ Diese Zugehörigkeit wird mit den Begriffen ‚zu Hause‘ bzw. ‚Heimat‘ gleichgesetzt. Er bezieht seine Darlegungen gezielt auf den Wohnraum, den er von der Fremde abgrenzt. Dieser solle durch eine aktive menschliche Leistung als Behausung eingrenzt und bewahrt werden.¹⁷⁴ Die Begrifflichkeiten Fremde und Heimat besitzen viele Ähnlichkeiten, obwohl diese oftmals wie beispielsweise bei Bausinger als Gegensatzpaar aufgelistet werden. Dennoch werden diese beiden Begriffe vermehrt als voneinander unabdingbar und gegenseitige Voraussetzung angesehen. Außerdem existieren Annahmen, die verlauten lassen, das Gefühl von Heimat werde erst dann relevant, wenn diese verloren, verlassen oder bedroht sei.¹⁷⁵

Diese wiederum bezeichnet Greverus als den „Raum der Identität gegen Anonymität und Fremdheit“¹⁷⁶, da erst die Verknüpfung von erlebter Geborgenheit und räumlicher Bindung in

¹⁶⁹ Vgl. ebd.

¹⁷⁰ KROCKOW 1990, S. 56.

¹⁷¹ Vgl. ebd.

¹⁷² Vgl. MITZSCHERLICH 2000, S. 88.

¹⁷³ Vgl. GREVERUS 1979, S. 13.

¹⁷⁴ Vgl. ebd.

¹⁷⁵ Vgl. BAUSINGER 1990, S. 77.

Zum Verhältnis von Heimat und Fremde vgl. u. A. SCHROETER 2013, GREVERUS 1972, S. 57–63.

¹⁷⁶ GREVERUS 1979, S. 14.

den Begriff Heimat münde.¹⁷⁷ Der Raum ermögliche eine schützende Abgrenzung zum Fremden und diene als Vertrautheitsfaktor zur Bindung von Gemeinschaft und Tradition.¹⁷⁸

Für sie steht wiederholend im Vordergrund, dass dieser Identitätsbereich durch den Menschen aktiv angeeignet werden müsse und dass er „ihn gestaltet und sich in ihm »einrichtet« - das heißt zur Heimat macht.“¹⁷⁹ Diese von ihr angesprochene individuelle Gestaltung der Umwelt, genauer gesagt der Wohnumwelt, ähnelt der Ausgestaltung des persönlichen Begriffs von Heimat nach Mitzscherlich, die, wie oben beschrieben, eine Anpassung an einen eigenen, inneren Maßstab vorsieht.

Diese Anpassung an einen persönlichen Maßstab geschieht hier nicht an einem theoretischen Begriff und seiner Vorstellung, sondern als praktische Umsetzung von Identität in einer wohnlichen Umwelt. Dies entspricht dem Bedürfnis nach Selbstverwirklichung, das Mitzscherlich als eines von verschiedenen Verlangen ausführt, die auf ein anthropologisches Grundbedürfnis von Heimat hindeuten. Als weiteres nennt sie das Bedürfnis nach Selbsterhaltung, welches Gefühle von Sicherheit, Bewegungsfreiheit oder auch die Sicherung physischer Existenz beinhalte. Weitere wichtige Gesichtspunkte stellen das Bedürfnis nach sozialer Integration, das Bedürfnis nach Identität und das der Kultivation dar. Diese drei Bedürfnisbereiche umfassen insgesamt den Wunsch nach Anerkennung, Zugehörigkeit und Wahrnehmung der eigenen Persönlichkeit.¹⁸⁰

Betrachtet man dieses Gesamtkonzept von zumeist emotionalen Bedürfnissen ist festzustellen, dass eine räumliche Abgrenzung als Nutzfläche zur Befriedigung dieser Bedürfnisse dienen kann und benötigt wird.

„Diese Fremde zur »Heimat« zu machen, d. h. sie sich so anzueignen, daß sie zum Satisfaktionsraum der territorialen Bedürfnisse nach Identität, Stimulation und Sicherheit wird, bedarf einer Aktivität, die dem gewohnheitsmäßigen Handeln nach erlernten Mustern in einem bekannten Erfahrungsraum entgegensteht.“¹⁸¹

An dieser Stelle wird durch Greverus nochmals die Prozesshaftigkeit von Heimat hervorgehoben. Dieser Aspekt findet sich neben den Ausführungen von Beate Mitzscherlich¹⁸²

¹⁷⁷ Vgl. ebd.

¹⁷⁸ Vgl. ebd., S. 113.

¹⁷⁹ Ebd., S. 28.

¹⁸⁰ Vgl. MITZSCHERLICH 2000, S. 103.

¹⁸¹ GREVERUS 1979, S. 98.

¹⁸² Vgl. MITZSCHERLICH 2000, S. 13.

auch bei Rudolf Hitzler, der von einem lebenslangen identitätsstiftenden Prozess spricht,¹⁸³ und Bernhard Waldenfels, der diesen Aspekt als ‚Heimischwerden‘ bezeichnet.¹⁸⁴

Obwohl ebenso Rudolf Hitzler die Verbindung von Identitätsbildung und Umgebung verfolgt, ist in seiner Theorie die Umgebung nicht genau mit einer räumlichen Umgebung identifiziert, sondern kann wohl auch die soziale Umgebung des Einzelnen umfassen:

„»Heimat« kann aus sozialisationstheoretischer Perspektive als Ergebnis eines individuellen identitätsstiftenden Prozesses bezeichnet werden, der aus der aktiven Auseinandersetzung eines Menschen mit seiner Umgebung und der psychischen Verarbeitung dieser Auseinandersetzung resultiert.“¹⁸⁵

Das Bezugsgefüge von Heimat ist sehr umfangreich, was den häufigen Einsatz verschiedener Ersatzbegriffe erklärt. Neben der Familie können ebenso Nachbarn oder Freunde soziale Funktionen übernehmen und dadurch eine Stellung erreichen, die Zugehörigkeit, Geborgenheit und Sicherheit vermitteln. Hierbei steht besonders die Freundschaft durch ihre Verbindung mit positiven Eigenschaften im Vordergrund, da durch sie nicht nur die Bildung von Heimatgefühl hervorgerufen werden könne, sondern auch dessen Erhaltung.¹⁸⁶

Der aktive Umgang mit der eigenen räumlichen oder auch sozialen Umgebung wird aufgrund ihrer Erneuerbarkeit oftmals als Begründung für die Vielfältigkeit von Heimat angeführt. Heimat beschränke sich damit nicht auf einen einzigen Ort, beispielsweise den Herkunftsort nach Waldenfels, sondern kann verloren gehen oder verlassen werden und an einem neuen Ort in einer neuen sozialen Umgebung geschaffen werden. Heimat ist damit nicht einmalig.¹⁸⁷ Ihr konstruktiver Charakter wird durch die zuvor genannten Aspekte von aktiver Auseinandersetzung, Gestaltung, biographischer Erfahrung, sozialer Eingebundenheit und Identitätsempfinden gestützt. Heimatgefühl kann damit durch die Satisfaktion individueller Heimatansprüche aktiv gestärkt und gefördert werden.

4.2.1 Auslöser und Symbole von Heimatgefühl

Emotionale Bindungen zu Personen, Dingen oder auch Räumen repräsentieren konstante Punkte zur Vermittlung von Geborgenheit. Sie dienen zudem als Markierungspunkte im Alltag und seien daher nach Andrea Bastian für eine Verstärkung des Heimatgefühls zuständig.¹⁸⁸

¹⁸³ Vgl. HITZLER 2002, S. 64.

¹⁸⁴ Vgl. WALDENFELS 1990, S. 114.

¹⁸⁵ HITZLER 2002, S. 64.

¹⁸⁶ Vgl. Andrea BASTIAN: Der Heimat-Begriff. Eine begriffsgeschichtliche Untersuchung in verschiedenen Funktionsbereichen der deutschen Sprache, Tübingen 1995, S. 70.

¹⁸⁷ Vgl. GREVERUS 1979, S. 114.

¹⁸⁸ Vgl. BASTIAN 1995, S. 94.

Greverus spricht in diesem Sinne von einer „Heimatschaffung“¹⁸⁹. Nach meiner Ansicht können diese Markierungspunkte auch als Orientierungspunkte angesehen werden, die für den Einzelnen sicherstellen, sich in einer Umgebung, sei es lokal oder sozial, zu befinden, in der sie sich als Person in einer gewissen identitätsaufweisenden Funktion wiederfinden.

In der Forschung sind einige Auslöser und Symbole verzeichnet, die im deutschsprachigen Raum zu einer Bildung von Heimatgefühlen führen sollen. Diese Auswahl an möglichen Auslösern und Symbolen von Heimat ist selbstverständlich individuell angelegt und wird durch Erfahrungen, Erlebnisse und damit verbundenen Emotionen gestaltet.

Im Folgenden sollen nun einige dieser Symbole näher beleuchtet werden.

- *Gegenstände*: Wie bereits erwähnt, können bestimmte Dinge oder Gegenstände Heimatgefühl hervorrufen, wenn diese in besonderer Weise mit dem als Heimat empfundenen Ort oder Raum in emotionaler Verbindung stehen.¹⁹⁰

- *Traditionelle Kost*: Besonders an Fest- und Feiertagen können bestimmte Gerichte durch Geschmack und/oder Gerüche das Gefühl von Heimat hervorrufen, wenn sie als traditionsreich empfunden werden. Auch die Kombination mit einer bestimmten Gemeinschaft ist an dieser Stelle zusätzlich ausschlaggebend.¹⁹¹

- *Fest-/Feier-/Jahrestag*: Aufgrund ihrer Markierungs- und Orientierungsfunktion sind Höhepunkte bzw. hervorstechende Ereignisse des Jahres ebenfalls als Symbol und Auslöser zu werten. Hier steht besonders die gemeinschaftsbindende Funktion von Traditionen, also Bräuchen und Sitten, im Vordergrund, die Verbundenheit und Sicherheit durch Vorhersehbarkeit und damit Sicherheit im Verhalten vermitteln.¹⁹² Anlass zur Umsetzung von Bräuchen können sowohl positive als auch negative Ereignisse, wie beispielsweise ein Trauerfall, sein.¹⁹³

- *Erde*: Durch die enge Bindung von Heimat und Raum kann Erde als Symbol der Erinnerung und als gegenständliches Stück Heimat nützen. Für die Zeit des Ersten Weltkrieges ist sogar vermehrt verzeichnet, dass einige Soldaten sogenannte Heimaterde im Einsatz mit sich führten.¹⁹⁴

¹⁸⁹ Vgl. GREVERUS 1979, S. 123.

¹⁹⁰ Vgl. BASTIAN 1995, S. 94.

¹⁹¹ Vgl. ebd.

¹⁹² Vgl. ebd., S. 59.

¹⁹³ Vgl. ebd., S. 57.

¹⁹⁴ Vgl. GREVERUS 1979, S. 122.

- *Heimatliche Sprache/Dialekt*: Ein gemeinsamer Dialekt verweist auf einen lokal nahegelegenen Wohn- oder Herkunftsort, was automatisch eine Bindung und die Rückbesinnung an die gewohnte gemeinsame Umgebung auslöst.¹⁹⁵

- *Kirchturm*: Der Kirchturm wird vor allem in der Soziologie als heimatlicher Wert für den ‚Landmenschen‘ genannt. Gleichbedeutend zum Kirchturm setzt Brepohl für den ‚Industriemenschen‘ Fabriken und Schornsteine als Heimatwerte an.¹⁹⁶ Brepohl bezieht sich hier deutlich auf die jeweils gewohnte Umgebung, die eher ländlich oder industrialisiert orientiert sein kann. Von einer solch stark stereotypisierten Aufteilung möchte ich an dieser Stelle Abstand nehmen und den Kirchturm als allgemeingültiges Symbol ansehen. Der Kirchturm repräsentiert einen optischen Auslöser in der Betrachtung des Landschaftsbildes. Ich sehe den Auslösegrund verstärkt in der eher nostalgisch-idealisierten und friedensstiftenden, idyllischen Funktion die dem Kirchturm zugesprochen wird.¹⁹⁷

- *Glocke*: Im Gegensatz zum Kirchturm handelt es sich hier mit dem Ton der Glocke um einen akustischen Auslöser. Der Glockenschlag stehe in enger Verbundenheit mit der Lebenssituation des Menschen.¹⁹⁸ Dies kann besonders an bedeutungstragenden Ereignissen des Lebens (Hochzeiten, Taufen, Beerdigungen) festgemacht werden, die weitestgehend durch Glockenklang begleitet werden: „Denn alles hat der eherne Mund der Glocke begonnen und beendet, begleitet, geweiht und verschönt.“¹⁹⁹ Ebenso kann dies aus der ordnungsgebenden Funktion des Glockenschlages auf zeitlicher Ebene gesehen werden, der den Alltag gliedert. Greverus sieht den Ton der Glocke besonders als Auslösefaktor von Heimweh, da der Klang erst bewusst vertraut wahrgenommen werde, sobald dieser in der Fremde verloren ginge. Damit stelle der Glockenton einen konstanten Faktor in einer sich verändernden Welt dar, der Erinnerungen hervorrufe.²⁰⁰

„Wer nach langem Fernsein wieder in die Heimat kommt, findet vieles verändert...Aber zwei Dinge rühren ihm alsbald und unmittelbar mächtig ans Herz, stärker und mächtiger vielleicht als eins, wo sie seinem Ohr tägliche Gewohnheit waren: die mundartliche Rede seiner Landsleute und der Ton der Glocken von den heimatlichen Türmen.“²⁰¹

¹⁹⁵ Vgl. BASTIAN 1995, S. 35.

¹⁹⁶ Vgl. BREPOHL, zit. nach: BASTIAN 1995, S. 34f.

¹⁹⁷ Für den deutschsprachigen Raum gelten in der Kategorie von Natur und Landschaft Wald und Gebirge als besonders heimatstiftend. Auch diese Aspekte betrachte ich vorwiegend aufgrund ihrer nostalgisch-idealisierenden Funktion und möchte mich nicht auf eine Unterscheidung zwischen ländlicher und städtischer Herkunft einlassen. Dennoch sind sowohl der Faktor Kirchturm als auch die Faktoren Wald und Gebirge durch die biographische Prägung und Erfahrung emotional entsprechend aufgeladen und können mehr oder weniger stark ausfallen.

¹⁹⁸ Vgl. GREVERUS 1979, S. 128.

¹⁹⁹ Paul SARTORI: Das Buch von deutschen Glocken, Berlin/Leipzig 1932, S. IX.

²⁰⁰ Vgl. ebd.

²⁰¹ SARTORI 1932, S. IX.

Auch in der Literatur, insbesondere in der Dichtung von Liedern und Gedichten, und in Volkssagen zeigt sich eine starke Verbindung von Mensch und Glocke und in diesem Zug auch zwischen Glocke und Heimat.²⁰²

Durch die bisher dargelegten Definitionsversuche erachte ich die Ergänzung, welche die Brockhaus Enzyklopädie vornimmt, als sehr sinnvoll und dem Phänomen Heimat als sehr nahekommend. Hier ist verzeichnet, es handle sich „um eine teils vorgestellte, teils real angebbare Gegend (Land, Landschaft oder Ort), zu der [...] eine unmittelbare und für die jeweilige Identität konstitutive Vertrautheit besteht.“²⁰³ Es ist zu wiederholen, dass in dieser Arbeit kein eingängiger Definitionsversuch beabsichtigt ist. Zudem erachte ich eine solche Absicht aufgrund der hohen Komplexität, Individualität und Subjektivität als nahezu unmöglich. Dennoch werde ich nun einige Kategorien auf Basis der bisherigen Erkenntnisse aufstellen, die ich zur Untersuchung der Dokumente heranziehen und zugrunde legen werde. Die Inhalte dieser Kategorien sind oft nicht klar voneinander zu trennen, wodurch verschiedene Kategorien zum selben Ereignis aufgeführt werden können.

5. Analyse

5.1 Analysekategorien

Lokalisation: Die Kategorie der Lokalisation untersucht Beschreibungen der Unterbringungs- oder Wohnsituation. Hierbei stehen vor allem die sprachlichen Auslegungen der Beschreibung und Hinweise auf eine Aneignung und identitätsstiftende Gestaltung des Raums im Vordergrund.

Soziales Umfeld: In dieser Kategorie ist die Gestaltung der Beziehung zum sozialen Umfeld zentral. Der Zugehörigkeitsaspekt spielt eine entscheidende Rolle. Es steht die Frage im Vordergrund, auf welcher Basis neue Bekanntschaften oder die Verbindung zu Bezugspersonen entstehen und welche Rolle diese für den Schreiber einnehmen. Zudem beziehe ich die Verbindung zum familiären Umfeld und die Teilnahme am heimatlichen Geschehen in die Betrachtung ein.

²⁰² Vgl. GREVERUS 1979, S. 128f.

²⁰³ Die Brockhaus Enzyklopädie online: Stichwort: Heimat, URL: <https://uni-giessen-brockhaus-de.ezproxy.uni-giessen.de/enzyklopaedie/heimat>, [05.10.2017].

Empfindungen: Der Bereich der emotionalen Auseinandersetzung umfasst ein breites Spektrum. Zum einen siedeln sich hier Gefühlsdarstellungen von Sehnsucht, Heimweh oder Verlustempfinden an. Zum anderen spielen auch die Gefühle von Wiedererkennung, Geborgenheit und Vertrautheit, bspw. durch Dinge, Speisen, Musik u. Ä. eine Rolle.

Suche nach Regelmäßigkeit: Die Suche nach Regelmäßigkeit beleuchtet die Frage, ob und wenn ja, inwieweit erkennbar ist, dass sich Soldaten im Frontgeschehen eine Form von regeltem Ablauf oder Alltag errichteten und welche Inhalte (Rituale, Religion etc.) hierfür vordergründig waren. Hinzu zählt ebenso die Darstellung und das Erleben von sowohl positiv als auch negativ besetzten besonderen Tagen des Jahres (Feiertage, Beerdigungen etc.), da diese Markierungspunkte im Alltag widerspiegeln können.

Rückbesinnung durch die Natur: Aufgrund der nostalgisch konnotierten und harmonischen Wirkung, die Natur und Wälder zugeschrieben wird, befasst sich diese Kategorie mit der Nutzung der Natur zur Rückbesinnung und Erinnerung an vergangene Zeiten in heimatlicher Umgebung.

Heimatsymbole: Diese Kategorie beschäftigt sich mit der Frage, welche der bereits genannten Symbole und Auslöser innerhalb der Zeugnisse aufgegriffen und angesprochen werden. Ebenfalls ist interessant, welche Bedeutung diesen Symbolen zugeschrieben wird und ob sich weitere Symbole bzw. Auslöser anhand der Dokumente festlegen lassen.

5.2 Jakob Schopmans

Jakob Schopmans wurde am 23. September 1892 in Walbeck, Kreis Geldern, geboren und entstammte kleinbürgerlichen Verhältnissen. Bereits im Alter von 13 Jahren begibt er erste literarische Versuche im Bereich der Lyrik. Wenige Jahre vor Beginn des Ersten Weltkriegs begann er ein Volontariat bei der *Niederrheinischen Landeszeitung*, die auch einige seiner späteren Novellen und Gedichte veröffentlichte.²⁰⁴ Seine militärische Ausbildung als Freiwilliger schloss er im Mai 1915 als Ersatz-Rekrut der Infanterie daran an und wurde erstmals Ende Juli desselben Jahres zur 5. Armee zum Einsatz eingezogen. Die zugeteilte

²⁰⁴ Vgl. Klaus SCHOPMANS: Jakob Schopmans - Stationen aus Leben und Werk, in: "Macht Euch keine Sorgen, es geht mir gut...", hg. von ders., Norderstedt 2014, S. 252.

Kompanie (3. Kompanie Metzer Infanterie-Regiment Nr. 98) befand sich zu diesem Zeitpunkt im Gebiet der Aire.²⁰⁵ Während seines Kriegsdienstes zwischen 1915 und 1918 erlebte Schopmans neben den Kämpfen um und in Vauquois auch die Kämpfe in den Argonnen, an der Somme und in der Champagne, woraus einige Veröffentlichungen entstanden, die „seine heroische und patriotische Gesinnung“²⁰⁶ widerspiegeln. Die gesamte Kriegskorrespondenz mit Freunden und Verwandten beläuft sich auf knapp über 100 Briefe und Karten.²⁰⁷ Nach dem Krieg war Jakob Schopmans weiterhin als Autor von Novellen, Romanen und lyrischen Werken tätig, die z. T. auf der Bühne aufgeführt wurden. Er entwickelte sich zudem aufgrund seiner Heimat- und Mundartdichtung zu einer bedeutenden und geschätzten Persönlichkeit in der Region Walbeck, in welcher er Zeit seines Lebens zahlreiche Vorsitze in verschiedenen Vereinen und der Gemeindeorganisation innehatte. Jakob Schopmans starb am 13. Januar 1977.

208

5.3 Analyse der Aufzeichnungen Jakob Schopmans‘

Das gesamte Quellenmaterial, das in dieser Arbeit von Jakob Schopmans für eine Untersuchung zur Verfügung steht, beläuft sich auf 42 Tagebucheinträge²⁰⁹, von denen die Entstehung von 30 Einträgen in der direkten Umgebung oder in Vauquois selbst zu verorten ist, sowie 113 Feldpostbriefe und Karten, von denen wahrscheinlich über 65 der direkten Umgebung bzw. Vauquois selbst zugeordnet werden können. Der Tagebuchzeitraum beschränkt sich auf die Monate von Mai bis Mitte September 1915. Die Sammlung der Feldpost deckt den Zeitrahmen von Anfang Mai 1915 bis Ende August 1918 ab.²¹⁰

Ogleich sich diese Arbeit auf den Ort Vauquois konzentrieren soll, werden Einträge aus Ortschaften der direkten Umgebung mit in die Analyse einbezogen, da diese, wie bereits in Kapitel 2 dargelegt, aufgrund der z. T. ausgelagerten Ruhestellungen als direkter Bestandteil eines Einsatzes in Vauquois anzusehen sind.

Nachdem Schopmans Ende Juli 1915 in den direkten Kampfeinsatz entsendet wurde, zeigen sich in seinen Tagebuchaufzeichnungen bereits nach drei Wochen erste Bezüge zum Thema Heimat. Er notiert am 11. September in sein Tagebuch:

²⁰⁵ Vgl. Klaus SCHOPMANS: Vorbemerkung zum Tagebuch..., in: "Macht Euch keine Sorgen, es geht mir gut...", hg. von ders., Norderstedt 2014, S. 10.

²⁰⁶ SCHOPMANS 2014, S. 253.

²⁰⁷ Vgl. ebd., S. 4.

²⁰⁸ Vgl. SCHOPMANS 2014, S. 258.

²⁰⁹ Hiervon beziehen sich vereinzelt Einträge auf den gleichen Tag.

²¹⁰ Vgl. SCHOPMANS 2014.

„Ich bin augenblicklich krank, regelrecht krank am Herzen und am Leibe. Was mir fehlt, weiß ich nicht. [...] Nie ist die Sehnsucht zur Heimat so groß gewesen, wie in dieser Stunde.“²¹¹

Er leidet bereits knapp eineinhalb Monate nach Beginn seines Einsatzes um Vauquois an starkem Heimweh, was sich bis zum Ende seines Einsatzes fortführt und immer wieder durch verschiedene Sehnsuchtsbekundungen nach vermeintlich alltäglichen Umständen, Tätigkeiten oder Dingen aufgezeigt wird.²¹² Als übergeordnete Punkte dieser Sehnsüchte lassen sich für Schopmans besonders die Gefühle von Geborgenheit, Sicherheit und Frieden herausstellen, die als zentrale Bestandteile des Heimatempfindens anzusehen sind.

Um diese Sehnsüchte stillen zu können, ist für ihn sehr auffällig, dass er sich gedanklich häufig in Traumlandschaften oder die noch für ihn zugängliche Natur der Umgebung rettet. Daher finden sich in seinen Briefen umfangreiche, teils poetische Beschreibungen von Natur und Landschaft.²¹³ Diese nutzt er, um sich für Vorstellungen der eigenen Vergangenheit oder der des Ortes Vauquois und erschafft sich auf diese Weise Momente der Ruhe. Schopmans lässt sich von der umliegenden Natur sogar zu Gedichten inspirieren.²¹⁴ Obwohl er vermehrt die Schönheit des deutschen Heimatlandes anspricht, beschreibt er die Natur in dem von ihm betitelten ‚Feindesland‘ als ebenso idyllisch und kann sich auf Basis dessen aus dem Kriegsgeschehen für wenige Momente zurückziehen.

„Und weit auf den jenseitigen Bergkämmen hob sich in nebelgrauer Ferne der dunkle Ardennenwald vom Horizont ab. Dieser Anblick tat mir so wohl, so unendlich wohl. [...] Gottes Erde ist schön, wunderbar schön.“²¹⁵

Dafür gelingt es ihm sogar, die ihn umgebenden Kriegshandlungen auf euphemistische Weise in seine Idylle einzubeziehen:

„Ich durfte wieder einen Blick ins Weite tun, einen tiefen Blick in die Herrlichkeit der Natur. So wanderte ich denn am frühen Morgen aus. Die Welt oblag noch im tiefen Schlummer. Nur die Kanonen unweit (von) Vauquois sangen mir ihr ewig monotones Schlachtenlied.“²¹⁶

²¹¹ Ebd., S. 39.

²¹² Sehnsucht nach Frieden und Ruhe, vgl. SCHOPMANS 2014, S. 76, Brief vom 20.08.1915; sowie ebd., S. 114, Brief vom 15./16.11.1915: „Da möchte ich gerne einmal wieder im warmen Stübchen hinterm Ofen sitzen und dem Treiben der Schneeflocken durch das Fenster zuschauen, nur einmal eben die Füße wärmen.“; Sehnsucht nach heimatlicher Kost, vgl. ebd., S. 81, Brief vom 31.08.1915; Sehnsucht nach dem eigenen Bett in der Heimat und Pflege durch die Mutter, vgl. ebd., S. 85, Brief vom 19.09.1915.

²¹³ Vgl. hierfür besonders die Tagebucheinträge vom 07.08.1915, SCHOPMANS 2014, S. 25 und vom 09.09.1915, ebd., S. 35.

²¹⁴ Vgl. ebd., S. 168, Brief vom 12.04.1915. „[...] jenen wunderbaren Anblick, der mir das Motiv gab zu meinem Gedicht »Als der Frühling kam« [...].“

²¹⁵ Ebd., S. 106, Brief vom 25.10.1915.

²¹⁶ Ebd., S. 116, Brief vom 24.11.1915.

Das von ihm verfasste Gedicht unter dem Titel *In Feindesland!* weist auf eine eindeutig lokale Grenzziehung und Unterscheidung von Heimat- und ‚Feindesland‘ hin.²¹⁷ Hierdurch wird ebenso die für diese Zeit typische national ausgeprägte Denkweise deutlich.²¹⁸ Diese nationale Wahrnehmung drückt sich auch in einem Brief vom 6. August 1915 aus, in dem er es begrüßt, dass sich der Krieg nicht auf deutschem Boden, sondern in ‚Feindesland‘ abspiele.²¹⁹ Als zusätzlicher Gegenpol zeigt sich wiederholend die idealisierende Beschreibung der „schönen deutschen Heimatländer“²²⁰, die vom Krieg verschont werden sollen. Eine lokalisierte Eingrenzung von Heimat auf nationaler Basis ist damit musterhaft an Jakob Schopmans Aufzeichnungen ersichtlich.

Zudem zeigt sich in Strophe 3, Vers 2 der bereits angesprochene Aspekt von bewusster Heimatwahrnehmung ausgelöst durch deren Verlust: „Ich habe geträumt vom Heimatglück,/ Was ich bisher verkannt,/ das fand ich wieder, riesengroß/ Im fernen, fremden Land.“²²¹

Inwieweit sich ein erträumte Heimatglück im fremden Land inhaltlich für ihn ausdrücken müsste, wird an dieser Stelle jedoch nicht deutlich. Diese Stelle unterstreicht allerdings, dass ein bewusstes Nachdenken und Empfinden erst nach einem Verlust stattfindet, wodurch die gewohnten Maßstäbe des ‚heimatlichen Lebens‘ neu geformt und angeglichen werden müssen. Dies zeigt sich gleichsam in Schopmans Brief vom 17.11.1915, in dem er ausdrückt, dass es sich erst im fernen und fremden Land schön von der Heimat träumen lasse und dies gleichzeitig mit Liebe, Glück und Sonnenschein gleichsetzt.²²² Der Aspekt des Träumens betont das Sehnsuchtsempfinden sowie eine weitere Form der Idealisierung und möglicherweise auch eine derzeitige Unerreichbarkeit des Heimatglücks.

Die Beschreibungen von Unterständen oder Unterbringungssituationen weisen bei Schopmans eine interessante Wortwahl auf. Ungeziefer und Parasiten bezeichnet er an zwei Stellen seiner Briefe als „ständige Mitbewohner“²²³, was ich als eine Art ‚Wohnarrangement‘ deute. Die Verbform *wohnen* wird in seinen Briefen, neben der einmaligen Verwendung der

²¹⁷ Vgl. ebd., S. 24.

²¹⁸ Vgl. hierzu Kapitel 3.1 Begriffsgeschichte.

²¹⁹ Vgl. SCHOPMANS 2014, S. 68, Brief vom 06.08.1915.

²²⁰ Ebd., S. 91, Brief vom 27.09.1915; „Auf glückliches Wiedersehen in deutscher Heimat“, ebd., S. 102, Brief vom 15.10.1915.

²²¹ SCHOPMANS 2014, S. 24, V. 9–12.

²²² Vgl. ebd., S. 115, Brief vom 17.11.1915.

Die Gleichsetzung von Heimat mit den Begriffen Liebe, Glück und Sonnenschein nahm Schopmans bereits in einem Brief vom 25.10.1915 vor, vgl. ebd., S. 107.

²²³ Vgl. Ebd., S. 68, Brief vom 06.08.1915, sowie, ebd., S. 103, Brief vom 20.10.1915.

Form *hausen*, ausschließlich für die Darstellung der Unterbringung genutzt.²²⁴ Meiner Ansicht nach signalisiert die wiederholte Nutzung eines deutlich positiv konnotierten Verbs, dass Schopmans die Unterkünfte nicht als schlichtes Unterbringungsumfeld, sondern diese zu einem gewissen Grad als eingerichteten persönlichen Bereich empfand. Die Benennung des eigenen Zimmers als „chambre separe“²²⁵ [sic!], das für Schopmans und seinen Kameraden Strauß als Umgebung für „schöngeistige Sachen“²²⁶ diene, unterstreicht die Abgrenzung nach Außen und die Erschaffung eines privaten Bereiches.

Diese Beanspruchung eines eigenen persönlichen Bereiches oder Territoriums, wie es Greverus bezeichnen würde, sticht weiterhin dadurch heraus, dass er an diese Schilderungen häufig Possessivpronomina anhängt.²²⁷ Interessant ist, dass Schopmans für diesen Unterstand festhält, dass er sich ‚ganz wohl‘ fühle. Ob dies auf die private Raumschaffung oder auch den Kameraden Strauß, den er als einen von wenigen mit Namen nennt, als Bezugsperson zurückzuführen ist, muss offenbleiben.

Dass die Erfüllung dieses Bedürfnisses nicht immer umstandslos gelingt oder sogar gewissen Ansprüchen unterworfen ist, wird in dem Moment erkenntlich, in dem in der Vauquois-Stellung im Dezember 1915 aufgrund räumlicher Voraussetzungen alle Unterbringungsplätze belegt sind.²²⁸ Ein weiteres Mal bemerkbar wird dies, als ein weiterer Unterstand aufgrund seines Zustandes als nicht aushaltbar für Schopmans und einen Kameraden erwies, sodass sie sich auf die Suche nach einem „besseren Heim“²²⁹ begeben mussten oder auch wollten. Sie eigneten sich die sogenannte *Villa Paul* an, die „hübsch trocken und gemütlich mit allem Komfort der Neuzeit eingerichtet [war, J.R.]“.²³⁰

Die Charakterisierung Vauquois‘ an sich zeigt innerhalb der Briefe deutliche Widersprüche auf. „Es ist eine Stadt im kleinen, oder vielmehr eine Großstadt [...]“.²³¹ Noch deutlicher wird dies durch die Betrachtung der beigesetzten Attribute, die sich einerseits auf eine ruhige bzw. angenehme Stellung beziehen, die für ihn „altbekannt“²³² bzw. „altvertraut“²³³ sei und in der er

²²⁴ Vgl. hierzu die Karte vom 10.10.1915, ebd., S. 96, sowie die Briefe vom 13.10.1915, ebd., S. 97; vom 20.10.1915, ebd., S. 102 und vom 15./16.11.1915, ebd., S. 113.

²²⁵ Ebd., 2014, S. 102, Brief vom 20.10.1915.

²²⁶ Ebd.

²²⁷ Vgl. „Also zurück zu *unserer* unterirdischen Höhle.“/ „Ich fühle mich ganz wohl in *unserem* Unterstand.“, ebd., S. 103f., Brief vom 20.10.1915; „*Unsere* Villa Paula müssen wir vielleicht heute Nacht schon verlassen [...]“, ebd., S. 171, Brief vom 25.04.1917 [Hervorhebungen durch den Verfasser].

²²⁸ Vgl. SCHOPMANS 2014, S. 120, Brief vom 21.12.1915.

²²⁹ Ebd., S. 168, Brief vom 12.04.1917.

²³⁰ Ebd.

²³¹ Ebd., S. 97, Brief vom 13.10.1915.

²³² Ebd., S. 161, Brief vom 24.02.1917.

²³³ Ebd., S. 175, Brief vom 29.04.1917.

zufrieden sein könne und sich wohlfühle.²³⁴ Andererseits kennzeichnet Schopmans die Stellung auch als „Labyrinth von Irrwegen“²³⁵, „dumpfes Erdloch“²³⁶, und „Stätte des Todes“²³⁷. Da auch die Ortskenntnis eine wichtige Voraussetzung für die Empfindung von Heimatgefühlen ist, demonstriert die Umschreibung Vauquois‘ als Labyrinth, in dem man sich verlaufe, dass dieser Ort hohe Konzentration und Merkfähigkeit, also eine stark aktive Auseinandersetzung erfordert, um eine Ortskenntnis zu schaffen. Man könnte also annehmen, dass sich Schopmans mit längerer Aufenthaltsdauer zunehmend in die Stellung eingewöhnte. Da er zum Zeitpunkt der Nennung bereits drei Monate vor Ort war, zeigt sich jedoch anhand seiner Ausdruckswahl, dass ihm diese Eingewöhnung durchaus Schwierigkeiten bereitete.

Das Postkartenmotiv *In der Hölle von Vauquois* ergänzt er durch die Notiz „Karte nicht überkleben. Text sagt alles.“²³⁸ Zudem benennt er Vauquois auf diesem Kartenmotiv als seine zweite Heimat, was die augenscheinlich konträren Begriffe Heimat und Hölle nah aneinanderrückt. Seine Inhalte bezüglich Vauquois schwanken in direkt aufeinanderfolgend von stark negativer zu stark positiven Berichten: „Auf dem von Granaten und Minen zerwühlten Bergkegel sind Ströme von Blut und Tränen geflossen. Einst stand dort ein liebliches Dorf [...]“²³⁹ Auf einer weiteren undatierten Postkarte zeigt sich diese Zerrissenheit in seinem formulierten Gegensatz, in dem er Vauquois als „Stätte des Ruhmes und des Todes“²⁴⁰ bezeichnet. Die innerliche Zerrissenheit spiegelt sich in Schopmans Briefen und Einträgen deutlich wider und lässt darauf schließen, dass er die Absicht verfolgte, die positiven Elemente seiner Umgebung aufzunehmen, was wiederholt jedoch durch die Erlebnisse an der Front überlagert wurde.

Ein Blick über den gesamten Untersuchungskorpus führt vor, dass eine Verbindung zu einem sozialen Umfeld zu Beginn der Aufzeichnungen vor allem zu Familienangehörigen und Freunden angestrebt war. Hinweise darauf, dass sich Schopmans vor Ort auf Bezugspersonen einließ, sind anhand der Aufzeichnungen zunächst nicht aufzufinden. Schopmans war jedoch bestrebt, seine Angehörigen an seinem Leben teilhaben zu lassen und dafür eine gemeinsame Wissensbasis aufrechtzuerhalten. Dies wird durch Formulierungen wie „Interessant wird es für

²³⁴ Vgl. Anmerkung 207.

²³⁵ SCHOPMANS 2014, S. 105f., Brief vom 24.10.1915.

²³⁶ Ebd., S. 164, Brief vom 20.03.1917.

²³⁷ Ebd., S. 168, Brief vom 12.04.1917.

²³⁸ SCHOPMANS 2014, S. 217f.

Das Kartenmotiv *In der Hölle von Vauquois* verschickte Jakob Schopmans mindestens zweimal, vgl. ebd., S. 248.

²³⁹ Ebd., S. 217, Karte vom 20.02.1918.

²⁴⁰ Ebd., S. 248, Postkarte undatiert.

Euch sein, zu erfahren, dass [...]“²⁴¹ und „damit Ihr auch einen kleinen Eindruck gewinnt“²⁴² sowie konkrete Äußerungen mit dem Wunsch, der Familie zu berichten, wahrnehmbar.²⁴³ Auch in Konfrontation mit lebensbedrohlichen Situationen rückt Schopmans die Verbindung zu „den Lieben in der Heimat“²⁴⁴ in den Vordergrund, was aufzeigt, dass seine engen Kontakte und Beziehungen nur in der Heimat und weniger vor Ort existieren. Gleichmaßen verhält sich dies im Fall von Krankheit, bei dem ein starkes Sehnen „an das warme Bett daheim [...] und die treu sorgende Mutterpflege“²⁴⁵ geäußert wird. Wohlbefinden innerhalb eines sozialen Kreises ergibt sich für Schopmans daher in der von ihm angesehenen Heimat. Der Umstand der Nicht-Thematisierung bedeutet zwar keineswegs, dass sich Schopmans auf keine Weise an ein neues soziales Umfeld an der Front angliederte. Jedoch kann aufgrund des großen Bedürfnisses, die Daheimgebliebenen an seinem Leben teilhaben zu lassen, davon ausgegangen werden, dass sich eine Angliederung möglicherweise nur auf oberflächlicher Basis abspielte, da ansonsten eine Erwähnung in Briefen oder Tagebuch zu erwarten wäre. So wie er seine Familie am Frontleben teilhaben lassen möchte, versucht Schopmans parallel, seine Position innerhalb der Familie durch Ratschläge und Nachfragen zu aktuellem Geschehen zu behaupten: „Ich kann Euch nur empfehlen, jetzt endlich Elektrisch anzulegen. [...] Ich kann Euch aber nur den dringenden Rat geben.“²⁴⁶

Damit kann aufgrund der Quellenbasis unterstellt werden, dass sich das soziale Umfeld für Schopmans auch nach einigen Monaten im Einsatz hauptsächlich in der Heimat ausdrückte. Er spricht zudem von einer Abneigung gegenüber seines ungebildeten Umfeldes, in dem er leben müsse und dessen Gesellschaft er als schlimmer als den Tod selbst erachte.²⁴⁷ Schopmans nimmt sich durch diese Aussagen gezielt aus der umliegenden sozialen Gruppe heraus, wodurch die Bildung eines Zugehörigkeitsgefühls nahezu unmöglich wird. Beachtenswert ist jedoch, dass sich die Ansichten nach kurzer Zeit zu ändern scheinen. So schreibt er am 21.12.1915: „Wenn ich erst wieder daheim bin, müsst Ihr mich zunächst wieder zu einem anständigen, das heißt gebildeten Menschen erziehen [...]“.²⁴⁸

Diese Aussage verdeutlicht, dass sich für Schopmans ein neuer Teil seiner Identität herausbildete, möglicherweise, um sich in sein soziales Umfeld zu integrieren. Als namentliche

²⁴¹ Ebd., S. 79, Brief vom 28.08.1915.

²⁴² Ebd., S. 80, Brief vom 31.08.1915.

²⁴³ Vgl., ebd., S. 85, Brief vom 19.09.1915.

²⁴⁴ Ebd., S. 101, Brief vom 15.10.1915.

²⁴⁵ Ebd., S. 85, Brief vom 19.09.1915.

²⁴⁶ SCHOPMANS 2014, S. 119, Brief vom 03.12.1915.

²⁴⁷ Vgl. ebd., S. 92f, Brief vom 03.10.1915.

²⁴⁸ Ebd., S. 120, Brief vom 21.12.1915.

Bezugspersonen nennt er für seine Zeit in und um Vauquois drei Personen: seinen Unterstandskameraden Strauß, einen Studienkollegen namens Janßen, mit dem er das Weihnachtsfest 1915 verbringt und einen Feldgeistlichen, der ihm ans Herz gewachsen sei.²⁴⁹ Der Kamerad, mit dem sich Schopmans kurzzeitig in der sogenannten *Villa Paula* einrichtete, wird nicht mit Namen benannt. Dass für ihn die sozialen Verbindungen trotz zunehmender Annäherung dennoch eher oberflächlich verblieben, zeigt sich daran, dass Schopmans nach einem Lazarettaufenthalt zu seiner Kompanie zurückkehrt und auf stark veränderte Verhältnisse trifft, da durch das Frontgeschehen nur noch wenige bekannte Kameraden vor Ort seien.²⁵⁰ „Sonst alles fremde Gesichter. Ein Fremdling bin ich geworden.“²⁵¹ Aus diesem Grund stützt sich Schopmans stattdessen auf die „altbekannte Stätte“²⁵² Vauquois, die für ihn in diesem Moment eine konstante Position bedeutet. Der Umstand der stetigen Veränderung kann eine Erklärung sein, weshalb Schopmans auf den Aufbau engerer Kontakte an der Front verzichtete und seine Konstanten in der Familie in der Heimat beließ.

Die Suche nach Konstanten oder einer gewissen Regelmäßigkeit spiegelt sich wiederum an verschiedenen Stellen von Schopmans Aufzeichnungen wider. Der Konflikt zwischen dem Verlust des Alltags und der Gewöhnung an eine neue Form des Alltags verlangt nach Markierungs- und Orientierungspunkten bzw. konstanten Elementen, die in der Heimat eine Rolle spielten und daher eine Erinnerung hervorrufen, um den bisher gekannten Alltag nicht gänzlich zu verlieren und Sicherheit zu schaffen. Der ansteigende Verlust von Orientierung wird besonders am Tagesverlauf deutlich und bereits im September 1915 thematisiert: „In Vauquois kennt man keine Stunde mehr und keinen Tag. Der Tag ist wie die Nacht und die Nacht ist wie der Tag.“²⁵³

Dies hebt Schopmans im gleichen Eintrag durch das Symbol der Glocke hervor, die durch die Zerstörung des Kirchturms und ihren darauffolgenden Sturz nun keine Tageszeit mehr schlagen und niemanden mehr zum Beten einladen könne.²⁵⁴ Der Sonntag bildet für Jakob

²⁴⁹ Vgl., ebd., S. 102, Brief vom 20.10.1915; Ebd., S. 124, Brief vom 26.12.1915; Ebd., S. 164, Brief vom 20.03.1917.

²⁵⁰ Vgl. SCHOPMANS 2014, S. 161, Brief vom 24.02.1917.

²⁵¹ Ebd.

²⁵² Ebd.

²⁵³ Ebd., S. 35, Tagebucheintrag am 09.09.1915.

Im Oktober 1915 führt Schopmans weiterhin aus: „Hier herrscht ewige Nacht.“ Ebd., S. 97, Brief vom 13.10.1915. Besonders die Unterbringung und Arbeit unter der Erde von Vauquois förderten den Verlust des Zeitgefühls zunehmend.

²⁵⁴ Vgl. ebd.

Die Schreibweise Schopmans ähnelt sehr dem Gedicht *Die Glocke von Vauquois* (Version B), auf das im späteren Verlauf der Arbeit noch eingegangen wird. Daher kann davon ausgegangen werden, dass Schopmans dieses Gedicht gekannt haben muss.

Schopmans dennoch einen wöchentlichen Orientierungspunkt. „Heute ist wiederum Sonntag. Wenn ich den Kalender nicht eingehend verfolgte, würde ich es nicht wissen.“²⁵⁵ Den Versuch, sich diesen zu erhalten, kann durch seine regelmäßige Hervorhebung in Briefen belegt werden. Obwohl der Sonntag an der Front keine regelmäßigen aus der Heimat bekannten Traditionen wie Kirchgänge o. Ä. beinhaltet, erhebt Schopmans gedanklich weiterhin Anspruch darauf, um die Besonderheit des Wochentages für sich aufrechtzuerhalten:

„Der Soldat kennt im Felde keinen Sonntag. [...] Dies war also der friedliche Sonntag. Es ist traurig, dass den Leuten so wenig Gelegenheit zum Kirchgang geboten wurde, selbst am Sonntag nicht einmal.“²⁵⁶

An dieser Passage wird erneut der gedankliche Konflikt zwischen einer Identität in der Heimat oder an der Front sehr deutlich, da er in dem gleichen Brief zwar erwähnt, dass der Sonntag an der Front offiziell keine Bedeutung mehr trage, er aber dennoch nicht verstehe, warum selbst an diesem Tag nur selten Möglichkeit für einen Gottesdienst bestehe. Die Teilnahme an Feldgottesdiensten oder Beichten wird acht Mal erwähnt und als Höhepunkt und Glück beschrieben. Obwohl Schopmans von jeder der erlebten Andachten sehr ergriffen gewesen zu sein scheint, reflektiert er im März 1917 seine bisher erlebten Formen der Andacht – im Wald, im Gotteshaus und unter der Erde von Vauquois – und stellt dabei fest, dass der Gottesdienst in den Stollen Vauquois‘ am einprägsamsten auf ihn eingewirkt habe.²⁵⁷ Möglicherweise ist dies auf durch die örtliche Begebenheit bedingte Atmosphäre unter der Erde und die damit verbundene Einmaligkeit zurückzuführen.

Bedeutende Tage des Jahres, sowohl in positiver als auch negativer Bewandtnis, versucht Schopmans ebenso wie den Sonntag für sich gedanklich mit Traditionen, Sitten oder Bräuchen zu füllen. So ist es ihm ein „Werk der Barmherzigkeit“²⁵⁸ die Bestattung mehrerer Gefallener zu unterstützen. Der Aspekt Heimat spielt an dieser Stelle eine entscheidende Rolle, als dass Schopmans während der Bestattung bedauert, dass die Gefallenen „nie mehr zur Heimat zurückkehren.“²⁵⁹ Formulierungstechnisch hätte Schopmans den Begriff Heimat ebenso durch Familie, Freunde, o. Ä. ersetzen können. Der Fokus seiner Gedanken liegt allerdings nicht nur auf der sozialen Ebene, sondern auf dem Gesamtkonstrukt Heimat, das sich aus der Verbindung eines Ortes mit entsprechend emotionaler Verbundenheit darstellt.

²⁵⁵ Ebd., S. 104, Brief vom 25.10.1915.

²⁵⁶ SCHOPMANS 2014, S. 92, Brief vom 03.10.1915.

²⁵⁷ Vgl. ebd., S. 164, Brief vom 20.03.1917.

²⁵⁸ Ebd., S. 112, Brief vom 15./16.11.1915.

²⁵⁹ Ebd.

Feiertage wie den Namenstag des Vaters nutzt Schopmans ebenso, um sich an gemeinsame Zeiten zurückzuerinnern und betont, dass er es sich nicht nehmen lasse, „im wilden Kriegsgetümmel, unter dem furchtbaren Donner der Geschütze“²⁶⁰ einen Brief an seinen Vater mit Glückwünschen zu verfassen. Inwieweit diese Beschreibung den tatsächlichen Geschehnissen des Tages entspricht, ist zwar nicht nachzuvollziehen, dennoch stellt Schopmans heraus, dass für ihn die Gedanken an die Familie und das Bedürfnis der Sitte der Beglückwünschung an vorderster Stelle stehen. Der bereits erwähnte Konflikt zwischen Alltagsbewahrung und -verlust ist auch an der Beschreibung des Allerheiligentags 1915 zu erkennen. Durch die Frage, um welchen Feiertag es sich handle, betont er zwar die Schwierigkeit zeitlicher Orientierung, sodass sogar ein Feiertag ohne Kalender vergessen werde, berichtet aber anschließend von der Einnahme einer großen Mahlzeit, die er als Lukullusmahlzeit betitelt.²⁶¹ Er greift also hier den Brauch eines Feiertagsessens auf und überträgt ihn in das Geschehen an der Front. Ähnlich verhält sich dies zum Weihnachtsfest des gleichen Jahres. Jedoch ist es an diesem Punkt nicht Schopmans selbst, der das Brauchtum weiterpflegt, sondern seine Kameraden, die im Unterstand einen geschmückten Baum aufstellen. Schopmans, der sich nach eigenen Angaben zunächst nicht in Festtagsstimmung befindet, wird durch die Rituale des gemeinsamen Singens von traditioneller Musik, die Zeit in einer Gemeinschaft und die verteilten Weihnachtsgaben jedoch so angeregt, dass er seine Stimmung während der nächtlichen Feier als rosig bezeichnet.²⁶² Auch hier wird ein positiv empfundenes Erlebnis erneut durch die Erwähnung des negativ empfundenen Kriegsgeschehens gedrückt:

„Stille Nacht, heilige Nacht! O bittere Ironie. Die Nacht war bei Gott nicht still, noch weniger war sie heilig. Mir war’s als ob der Himmel sich gegen uns verschworen hätte, um die letzten Tropfen Weihnachtsglück aus unseren Herzen zu nehmen.“²⁶³

Diese innere Zerrissenheit zwischen dem aktuellen Aufenthaltsort und dem Heimatort, wie sie bereits zuvor thematisiert wurde, ist in Schopmans Aufzeichnungen als zentrales Motiv anzusehen und verdeutlicht den inneren Konflikt, sich zwangsläufig eine heimatähnliche Umgebung an einem vielleicht nicht gewünschten Ort schaffen zu müssen, um emotional standhalten zu können, ohne gleichzeitig die Gedanken an die erwünschte Heimat aufzugeben.

²⁶⁰ Ebd., S. 76, Brief vom 20.08.1915.

²⁶¹ SCHOPMANS 2014, S. 109f., Brief vom 03.11.1915.

²⁶² Vgl. ebd., S. 123–125, Brief vom 26.12.1915.

²⁶³ Ebd., S. 125, Brief vom 26.12.1915.

5.4 Hermann Hoppe

Über das Leben von Hermann Hoppe ist abgesehen von seiner militärischen Laufbahn in der Literatur nicht viel bekannt. Er wurde 1894 in Westfalen geboren. Sein Kriegsdienst begann bereits im Frühjahr 1914, woraufhin er Ende November nach Metz eingezogen wurde.²⁶⁴ Aus dem Vorwort seines Tagebuchs geht hervor, dass er und auch seine Familie dem Kriegsbeginn nicht mit Euphorie begegneten. Die Verabschiedung des Bruders, der als erstes Familienmitglied eingezogen wurde, beschreibt Hoppe mit gedrückter Stimmung und der Voraussicht auf eine „Eiserne Zeit“²⁶⁵.

Am 9. März 1915 wurde er der 1. Kompanie des Pionierbataillons 30 zugeteilt, mit welcher er bis Ende April 1918 seinen Dienst auf Vauquois führen sollte. Zu seinen Hauptaufgaben im Bau des Stollensystems zählten die Überwachung des Vortriebs von Kampf-, Quer- und Wohnstollen sowie der Bau von Maschinenräumen zur Versorgung mit Strom und Druckluft. Nach Kriegsende kehrte Hoppe nach Schwelm zurück, wo er sich einem Fabrikbetrieb widmete, bevor er im Jahr 1975 verstarb.²⁶⁶

Mithilfe eines Tagebuch-Vorwortes beschreibt Hoppe seine Schreibmotivation in erster Linie darin, sich „später einmal in die Eiserne Zeit zurückdenken“²⁶⁷ zu können. Als sekundäre Zielsetzung benennt er, dass dieses Tagebuch für seine Eltern im Falle seines Todes von großer Wichtigkeit sei, da diese dadurch einen Einblick in seine Erlebnisse und eine schöne Erinnerung erhalten würden.²⁶⁸ Auch im Falle seines Überlebens benennt er das Tagebuch als schöne Erinnerung für sich selbst und gleichzeitiges „Mahnbuch zur Ehrfurcht Gottes“²⁶⁹. Zu Beginn ist zu erwähnen, dass die Einträge vom 5. April bis 15. Mai 1915 nicht von Hermann Hoppe selbst stammen, sondern von seinem Kameraden Fritz Hagenberg. Hoppe zeigt sein Bedauern, nicht bereits früher an eine Aufzeichnung seiner Kriegserlebnisse begeben zu haben, und versucht auf diese Weise, einen Kriegsmonat durch die Einträge von Hagenberg zu kompensieren, da diese nach seiner Auffassung seinen eigenen Erlebnissen sehr gleichen.²⁷⁰ Inwieweit diese Einträge Hagenbergs durch Hoppe abgeändert oder angeglichen wurden, ist nicht ersichtlich. Dennoch gehe ich in meiner Analyse davon aus, dass die Wertmeinungen, die Hagenberg in seinen Aufzeichnungen aufkommen lässt und die offensichtlich übernommen

²⁶⁴ Vgl. BUCHNER 1986, S. 9.

²⁶⁵ HOPPE in: BUCHNER 1986, S. 64.

²⁶⁶ Vgl. BUCHNER 1986, S. 10.

²⁶⁷ HOPPE in: BUCHNER 1986, S. 63.

²⁶⁸ Vgl. ebd.

²⁶⁹ Ebd.

²⁷⁰ Vgl. ebd., S. 64.

oder selbstständig getätigt wurden, auch den Meinungen Hoppes entsprechen und beziehe sie daher uneingeschränkt als dessen Ansichten in die Auswertung ein. Wie Hermann Hoppe zu dem Einfall kam, die Einträge Hagenbergs mit den eigenen Erlebnissen abgleichen zu können, oder ob der Anreiz des Tagebuchschreibens durch Hagenberg erst ausgelöst wurde, ist nicht bekannt. Die Gesamtanzahl der Einträge beläuft sich auf 483, die durch ein umfangreiches Vorwort ergänzt sind, in dem die ersten Tage im Einsatz zusammengefasst wurden. Seine stenographischen Aufzeichnungen, die vier Taschenbücher umfassen, reichen bis zum 21.12.1916. Die genauen Gründe für die abbrechende Dokumentation sind nicht bekannt, können aber möglicherweise auf das im Jahr 1916 zunehmend aufkommende Verbot von persönlichen Aufzeichnungen zurückgeführt werden.²⁷¹

5.5 Analyse der Aufzeichnungen Hermann Hoppes

Zunächst ist festzuhalten, dass in Hermann Hoppes Tagebuch die Beschreibung der Unterbringungssituation eine verhältnismäßig große Rolle spielt. Eine Abgrenzung zwischen Heimatland und ‚Feindesland‘ scheint für Hoppe jedoch nicht ausschlaggebend zu sein, da der Begriff des ‚Feindeslandes‘ nur einmalig genannt wird.²⁷² Schon die Ankunft in der Unterkunft in Varennes wird im Vergleich zu den Lagern der Argonnen sehr positiv und durch angelegte kleine Gärten als „freundlich“²⁷³ beschrieben. Aus diesem Grund betont er zwar, dass es sich um eine für ihn neue Umgebung handle, doch ebenso, dass er sich recht schnell heimisch in seiner neuen Unterkunft fühlen könne.²⁷⁴ Die vielfachen Erwähnungen der Begriffe ‚zu Hause‘, ‚daheim‘ und ‚Heim‘ in Bezug auf das Lager Varennes, die bereits knapp eine Woche nach Ankunft aufzufinden sind und sich durch den gesamten Aufzeichnungszeitraum ziehen, unterstreichen das sich schnell bildende Heimatgefühl.

Vauquois selbst präsentiert Hoppe hingegen nahezu ausschließlich mit negativen Beschreibungen und Wahrnehmungen.²⁷⁵ Weiterhin liefert er Beschreibungen von Verwundeten, Verschütteten oder Toten, die den Ort zusätzlich fremdartig erscheinen lassen.²⁷⁶ Auffällig ist außerdem, dass Hoppe im letzten Quartal des Jahres 1916, in dem die

²⁷¹ Vgl. BUCHNER 1986, S. 59.

²⁷² Vgl. HOPPE in: BUCHNER 1986, S. 66.

²⁷³ Vgl. ebd., S. 68.

²⁷⁴ Vgl. ebd., S. 70.

²⁷⁵ HOPPE betitelt Vauquois mit den Begriffen: „Trümmerhaufen“, ebd., S. 82; „Festung“, ebd., S. 100, Eintrag vom 01.06.1915; „elendes Vauquois“, ebd., S. 125, Eintrag vom 08.08.1915; „Totenberg“, ebd., S. 153, Eintrag vom 20.09.1915; „toter Berg“, ebd., S. 232, Eintrag vom 21.05.1916; „Buckel“, ebd., S. 251 u. 260, Einträge vom 23.07.1916 u. 15.08.1916.

²⁷⁶ Vgl. ebd., S. 81, Eintrag vom 07.04.1915; ebd., S. 86f., Eintrag vom 18.04.1915.

längerfristigen Einsätze im Stollensystem zunahmen, für die Tage in Vauquois entweder minimalistische oder häufiger sogar gar keine Einträge verfasste, obwohl er seine Schreibtätigkeit für die Gesamtzeit von knapp zwei Jahren akribisch verfolgte. Stattdessen erstellte er Zusammenfassungen der jeweiligen Tage, die für eine Woche in ihrem Umfang kaum umfassender sind als Tageseinträge, die in anderen Örtlichkeiten entstanden.²⁷⁷ Da aufgrund vieler Vermerke die Freiheiten, die die Pioniere in ihrem Arbeitsablauf gegenüber den Infanteristen hatten, sehr deutlich werden,²⁷⁸ halte ich es für ausgeschlossen, dass die fehlenden Einträge ausschließlich auf mangelnde Zeit oder Schreibmöglichkeit zurückzuführen sind. Stattdessen sehe ich den Grund in der emotionalen Abneigung Hoppes gegen den Ort Vauquois an sich, die es ihm beinahe unmöglich machte, sich auf diesen einzulassen. Besonders der für ihn fehlende Aspekt von Sicherheitsgefühl durch die Nähe zum feindlichen Lager, wie es sich in Vauquois nochmals näher darstellt als in Varennes, scheint für diese Wahrnehmung relevant zu sein.²⁷⁹ Dass dieser Gefühlsansatz für Hoppe eine tragende Rolle spielt, zeigt sich durch die wiederholenden Erwähnungen,²⁸⁰ obwohl die emotionalen Beschreibungen im Gesamtwerk eher gering ausfallen.

In Varennes dagegen, wie auch ansatzweise in den späteren Unterkünften Apremont und Vauquois,²⁸¹ beginnt Hoppe eine häusliche Einrichtung, was der territorialen Inanspruchnahme und Gestaltung nach Greverus entspricht. Diese Einrichtungshinweise erscheinen im Tagebuch mit der höchsten Häufigkeit. Er berichte vom Bau verschiedener Einrichtungsgegenstände, darunter zwei Schranktüren,²⁸² eine „schöne Bank für unsere Bude“²⁸³ und einen „schönen Tisch [...] sogar aus Eiche.“²⁸⁴ Ebenso bauten sich Hoppe und seine Kameraden einzelne Betten,²⁸⁵ wovon er seines im Juni wiederum gegen eine Hängematte tauschte.²⁸⁶ Die

²⁷⁷ Vgl. hierfür besonders den Eintragungszeitraum vom 09.11.–20.12.1916, ebd., S. 277–280.

²⁷⁸ Siehe bspw.: „Ich bekam 30 Infanteristen, denen ich mal die Arbeit anwies und damit war die Sache für mich erledigt.“ HOPPE in: BUCHNER 1986, S. 181, Eintrag vom 02.12.1915.

²⁷⁹ „Es ist ein unheimliches Gefühl, so 5 Meter vor dem Feind, ohne jede Sicherheit.“ Ebd., S. 88, Eintrag vom 22.04.1915.

²⁸⁰ Siehe bspw.: „Sicher ist man jetzt an keinem Platz mehr.“ Ebd., S. 86, Eintrag vom 16.04.1915.

„[...] man ist nirgends sicher.“ Ebd., S. 156, Eintrag vom 25.09.1915.

²⁸¹ Hermann Hoppes Hauptlager befand sich im Ort Varennes. Zeitweise wurde er für einzelne Aufgaben im Nachbarort Apremont, wo vereinzelt Baueinsätze zu tätigen waren, untergebracht. Die Einsatzzeiten auf Vauquois änderten sich im Verlauf des Krieges insoweit, dass die Pioniere für einige Tage komplett auf Vauquois verweilten und nach der jeweiligen Schicht nicht ins Lager zurückkehrten. Stattdessen verbrachten sie nach dem Einsatz einige Tage vollständig in Ruhe im Lager Varennes.

²⁸² Vgl. BUCHNER 1986, S. 159, Eintrag vom 03.10.1915.

²⁸³ Ebd., S. 128, Eintrag vom 16.08.1915.

²⁸⁴ Ebd., Eintrag vom 17.08.1915.

²⁸⁵ Vgl. ebd., S. 213, Eintrag vom 31.03.1916.

²⁸⁶ Vgl. ebd., S. 238, Eintrag vom 09.06.1916.

Installation elektrischen Lichts²⁸⁷ und eines Heizofens²⁸⁸, den er in regelmäßigen Abständen erneuerte, übernahm er in Varennes, wie auch in Apremont und Vauquois. Zudem ist zu erkennen, dass nicht nur die Einrichtung für Hoppe relevant war, sondern auch die Pflege der Unterkunft. So vermerkt er das Putzen der Fenster und des Spiegels,²⁸⁹ das Streichen des Unterstandes,²⁹⁰ das Herrichten oder Verändern des Selbigen²⁹¹ und besonders häufig, dass er „die Bude in Ordnung gebracht“²⁹² habe. Da in Varennes bereits früh eine persönliche Gestaltung der Unterkunft begonnen hatte, lässt sich nachvollziehen, weshalb er sich in Apremont zunächst erst wieder habe einleben müssen. „Wir müssen uns erst mal etwas einleben, dann gehts [sic!] auch besser hier.“²⁹³

Nachdem er es sich fertig und gemütlich eingerichtet habe, sei er daraufhin ‚eingezogen‘.²⁹⁴ Hoppe benutzt für seine Unterbringungssituation Ausdrücke, die dem Wortfeld *wohnen* und *Heimat* angehören, weshalb davon ausgegangen werden kann, dass er die zwar neue, aber gleichsam persönlich aufgemachte Umgebung zumindest übergangsweise als heimatlichen Ort für sich akzeptierte und anerkannte. Durch die Gegenüberstellung von Vauquois und Varennes wird der Unterschied des Heimatgefühls, das sich besonders durch Faktoren von Sicherheit und Geborgenheit ausdrückt, nochmals hervorgehoben.

Im Bereich der Heimatsymbolik erscheint es mir aufschlussreich, dass Hoppe die kleinsten Ansätze von kirchlicher Architektur als essenziell für das Bestehen einer Ortschaft empfindet. Für die Beschreibungen der Orte Vauquois, Varennes, Charpentry und Inor ist die Kirche das zentrale Element, das in Hoppes Aufzeichnungen aufgeführt wird. Besonders bei beinahe vollständig zerstörten Ortschaften hebt er auch nur die Reste einer letzten Mauer der Kirche hervor.²⁹⁵ Es wirkt, als seien diese Überreste ein Garant für das Überleben des Dorfes nach dem Krieg. Dass er diese Vorstellungen und Erwägungen über die Zukunft der Dörfer auf für ihn gegnerischem Gebiet verfolgt, kann als Hinweis für die Wichtigkeit heimatlicher Umgebung gedeutet werden.

Im Unterschied zu Jakob Schopmans benennt Hoppe eine Vielzahl seiner Kameraden von Beginn an mit Namen. Auch kleinere oberflächliche Bekanntschaften werden mit den ihm

²⁸⁷ Vgl. ebd., S. 162 u. 208.

²⁸⁸ Vgl. ebd., S. 151, 155, 181 u. 207.

²⁸⁹ Vgl. HOPPE in: BUCHNER 1986, S. 155, 24.09.1915.

²⁹⁰ Vgl. ebd., S. 270, Eintrag vom 29.09.1916.

²⁹¹ Vgl. ebd., S. 274, Eintrag vom 27.10.1916 u. S. 277, Einträge vom 5. u. 6.11.1916.

²⁹² Ebd., S. 250, Eintrag vom 16.07.1916.

²⁹³ Ebd., S. 161, Eintrag vom 07.10.1915.

²⁹⁴ Vgl. ebd., S. 175, Eintrag vom 13.11.1915

²⁹⁵ Vgl. ebd., S. 70, 76, 99, 114.

bekannten Informationen über die jeweilige Person vermerkt.²⁹⁶ Weiterhin kontrastierend verhält sich die Darstellung des Kontaktes in die Heimat. Während Schopmans‘ Hauptbezugspunkte in seiner Familie gesehen werden können, erwähnt Hoppe zwar das Eintreffen von Post und Paketen oder auch eine sich scheinbar entwickelte Annäherung mit einer Frau, verzichtet dabei jedoch größtenteils auf emotionale Ausführungen. Obwohl familiäre Beziehungen für ihn eine Rolle spielen, was deutlich wird, als sein Schwager und sein Bruder in der Nähe Vauquois‘ eingesetzt sind, lässt sich Hoppe in seinem Tagebuch primär auf die neue Bezugsgruppe der Kameraden ein und schildert die gemeinsamen Erlebnisse mit diesen. Dass dabei das Beisammensein erforderlich und erwünscht ist, wird durch die bemerkenswerte Masse an Einträgen hervorgehoben, die gemeinsame Mahlzeiten, Trinkabende, Spaziergänge, Kinobesuche und Tätigkeiten wie Fischen oder Baden mit dem Fokus auf gemüthlicher Gesellschaft thematisieren und auf übergeordneter Weise unter dem Blickwinkel eines starken Zugehörigkeits- und Sicherheitsgefühls betrachtet werden können.

Dieses vermeintliche Sicherheitsgefühl kann in Bezug zu den Beschreibungen der Natur- und Badeausflüge jedoch in Ansätzen relativiert werden. Diese Beiträge beginnen vermehrt mit harmonischen Beschreibungen der ländlichen Umgebung oder wohltuender Freizeitbeschäftigung. Diese scheinbar beruhigenden Eindrücke werden im direkten Anschluss durch mögliche Gefahren oder Beschreibungen von Verwüstung zerstört:

„Oben im Schloßgarten steht schon alles in Blüte. Es wäre wunderschön, wenn die Umgebung nicht so traurig aussähe. Der ganze Garten mit dem wunderbaren Spalierobst bildet ein trauriges Bild der Verwüstung. Große Granatlöcher sind mitten zwischen Beeten und Anlagen.“²⁹⁷

An anderen Stellen findet sich beispielsweise nach der Beschreibung eines schönen wohltuenden Bades zwar nur der kleine Zusatz, dass der Franzose währenddessen mit Artillerie geschossen habe,²⁹⁸ entscheidend ist jedoch, dass sich Hoppe als Schreiber durch diese Ergänzungen immer wieder von friedlichen Momenten emotional distanziert. Durch dieses sich wiederholende Phänomen der Kontrastierung wirkt es, als habe er diese Momente zwar erlebt, wolle sie sich aber nicht eingestehen oder an sich heranlassen. Insgesamt lässt sich jedoch

²⁹⁶ Siehe hierzu beispielhaft die Unterhaltung mit einem „Hannoveraner“, ebd., S. 82, Eintrag vom 10.04.1915, oder das Treffen mit Christian Weber, einem ehemaligen Barmer, S. 141, Eintrag vom 29.08.1915.

²⁹⁷ HOPPE in: BUCHNER 1986, S. 88, Eintrag vom 22.04.1915.

²⁹⁸ Vgl. hierzu: ebd., S. 90, Einträge vom 18./29.04.1915, S. 126, Eintrag vom 10.08.1915, S. 141, Eintrag vom 27.08.1915, S. 154, Eintrag vom 22.09.1915, S. 210, Eintrag vom 26.03.1916.

feststellen, dass Hoppe immer wieder Möglichkeiten hatte, dem Geschehen im Kampf kurzzeitig für Spaziergänge oder Café-Besuche zu entfliehen.

Dass die Beziehung zu den direkten Unterstandskameraden besonders eng ausgeprägt ist, wird dadurch verdeutlicht, dass Hoppe bspw. durch den Kameraden Jordan nach dem jeweiligen Dienst abgeholt wurde, um gemeinsam nach Hause gehen zu können,²⁹⁹ oder dadurch, dass die zu verrichteten Arbeiten in der Unterkunft selbstverständlich ohne Absprachen auch füreinander erledigt werden³⁰⁰, was daraufhin deutet, dass ein gemeinsamer Tagesablauf existierte, in dem sich die Kameraden gegenseitig unterstützten oder zumindest bedachten. Ebenso lassen sich Berichte von kleineren Geschenken finden, die dem jeweiligen Kameraden vor der Abreise in den Heimaturlaub überlassen werden.³⁰¹

Ungeachtet dem Umstand, dass sich Hoppe vor Ort in einer sozialen Gruppierung integrierte, legt er ebenso Wert darauf, Kontakte außerhalb der eigenen Einheit aktiv aufrechtzuerhalten. Es finden sich Vermerke, aus denen ersichtlich wird, dass er Bekanntschaften aus Lazarettzeiten auf postalischem Weg weiterführte und auch hoffte, diese auch in Friedenszeiten halten zu können.³⁰² „Ein sehr nettes Kerlchen. Es würde mich freuen, ihn später einmal wiederzusehen.“³⁰³ Weiterhin verschriftlicht sind elf Besuche, die Hoppe bspw. von seinem Bruder oder Schwager erhielt oder selbst ableistete. Nicht selten waren diese Besuche sogar mit Übernachtungen verbunden.³⁰⁴ Erwähnungen von Gedanken an die Heimat bzw. die Familie finden sich fast ausschließlich in Einträgen, in denen Hoppe Besuch hatte oder leistete, sodass er sich durch die dadurch aufkommenden Gespräche öffnen und sich nach „schöne[n] vergangene[n] Zeiten“³⁰⁵ sehnen konnte.³⁰⁶ Dieser ihn aufbauende persönliche Kontakt mit Familienmitgliedern oder engeren Kontakten vor Ort, den er nach Möglichkeit regelmäßig wahrnahm, diente als Auslöser, diese Gedanken auch zu verschriftlichen.

Negative Gefühlsregungen zeichnen sich besonders in der direkten Konfrontation mit dem Tod eines Kameraden ab. Im Tagebuch besonders stark ausgeprägt ist dies, als Hoppe vom Tod seines Schwagers Willy Fischer oder seinem engen Freund Franz Kothhäuser erfährt. In beiden Fällen ist aus den Aufzeichnungen ersichtlich, dass Hoppe versucht, das Ritual einer Beerdigung, wie es an der Front zunächst provisorisch vorgenommen wurde, ehrenhaft zu

²⁹⁹ Vgl. ebd., S. 138.

³⁰⁰ Vgl. HOPPE in: BUCHNER 1986, S. 201, Eintrag vom 20.02.1916, sowie S. 238, Eintrag vom 11.06.1916.

³⁰¹ Vgl. ebd., S. 126, Eintrag vom 05.08.1915, sowie S. 140, Eintrag vom 27.08.1915.

³⁰² Vgl. ebd., S. 127, Eintrag vom 11.08.1915.

³⁰³ Ebd., S. 101, Eintrag vom 06.06.1915.

³⁰⁴ Vgl. ebd., S. 159, 163, 173, 177, 179, 188, 190, 193, 195, 220, 225.

³⁰⁵ Ebd., S. 223, Eintrag vom 25.04.1916.

³⁰⁶ Vgl. bspw. ebd., S. 163, Eintrag vom 15.10.1915.

gestalten. Am Grab seines Freundes werden Ansprachen gehalten und dem Toten gedacht, der einen persönlich hergerichteten Grabstein erhält.³⁰⁷ Für seinen Schwager, dessen Grab er in Begleitung von Kameraden mehrfach besucht, was nochmals die Verbundenheit der Pioniere untereinander verdeutlicht, sich in schweren Situationen zu unterstützen, fertigt Hoppe über einen längeren Zeitraum einen Sarg an, um ihn in den Heimatort umbetten zu können.³⁰⁸ Die geplante Umbettung nimmt einen Zeitraum von mehreren Monaten ein, in denen immer wieder deutlich wird, dass sich Hoppe regelmäßig und aktiv auf organisatorischer Ebene damit auseinandersetzt, um diese sicherzustellen. Durch diese Ereignisse zeigt sich nicht nur die Verbundenheit der sozialen Gruppe, sondern auch der Wunsch, Rituale und Kontinuitäten im Kriegsgeschehen zu ermöglichen und durchzuführen, wie sie bis dato bekannt und vertraut waren.

Gerade im Bezug der Kontinuität spielt der Sonntag für Hoppe, wie auch für Schopmans, eine entscheidende Rolle. Bis Ende September 1915 ist der Sonntag der im Tagebuch einzig vermerkte Wochentag, in der Regel jedoch mit dem Zusatz, man könne von der Bedeutung des Tages keine Notiz nehmen.³⁰⁹ Die wiederkehrende Erwähnung dieses Wochentages erscheint als Versuch, das für ihn vorhandene Defizit an Regelmäßigkeit und Ordnungsempfinden auszugleichen, indem er trotz Kriegsgeschehen den Sonntag als diesen würdigt. Ersichtlich wird dies auch im August 1915, als Hoppe notiert: „Ich putzte mir meine Stiefel schön blank und machte mich etwas frisch, denn es war ja Sonntag.“³¹⁰ Von Gottesdiensten und Andachten, die den Sonntag hauptsächlich als besonders markieren, finden sich jedoch nur wenige Verzeichnisse.³¹¹ Anzumerken ist, dass Hoppe am 02. Oktober 1915 beginnt, jeden Eintrag durch den jeweiligen Wochentag zu kennzeichnen, was er bis zum Ende seiner Aufzeichnungen kontinuierlich fortführt und damit seinen Einträgen festigende Formen verleiht. Nicht durchgängig, aber übermäßig häufig, ist folgender Vermerk aufzufinden: „Morgens um 7.00 Uhr aufgestanden, mich gewaschen und Kaffee getrunken.“³¹² Diese Notiz, die jeweils in Uhrzeit angeglichen und nur selten durch minimale Ergänzungen variiert wird, sowie die Nennung des Wochentages geben dem Schreiber eine Schreib- und Formvorlage, die Sicherheit in seinen Aufzeichnungen aufbauen kann und nahezu gewährleistet, dass er an jedem Tag zumindest diese Informationen festhalten kann.

³⁰⁷ Vgl. ebd., S. 250f., Eintrag vom 18.07.1916.

³⁰⁸ Vgl. HOPPE in: BUCHNER 1986, S. 232f., 246.

³⁰⁹ Vgl. ebd., S. 106, 113, 128, 158, 165, 168, 170.

³¹⁰ Ebd., S. 136, Eintrag vom 22.08.1915.

³¹¹ Vgl. ebd., S. 125, 136, 144.

³¹² Hier: Ebd., S. 179, Eintrag vom 26.11.1915.

Besondere Tage des Jahres, darunter Feiertage und Markierungspunkte wie Frühlings- oder Sommeranfang, fallen in ihrer Erwähnung auch in Hoppes Schriften ins Gewicht. Die beschriebenen Feiertage Himmelfahrt 1915 und Ostern 1916 sind ähnlich wie der Sonntag durch den Vermerk, diese nicht bemerken zu können, gekennzeichnet. In beiden Fällen, wie auch zur Neujahrsfeier 1916, gelingt es in der Einheit jedoch, eine Feierlichkeit mit Musik auszurichten, um den jeweiligen Tag doch noch würdigen zu können.³¹³ Hoppe ist an Himmelfahrt zwar durch die musikalischen Heimatklänge, die eine Erinnerung an die Heimat hervorrufen, erfreut, beklagt sich allerdings dennoch, dass er „[d]aheim [...] stets herrliche, weite schöne Ausflüge an diesem Tag“³¹⁴ habe machen können, was zu einem doppelten Sehnsuchtsempfinden führe. Diese Stelle stellt einige der wenigen Einträge dar, in denen die Sehnsucht nach Heimat bei Hoppe angesprochen wird. An beiden Einträgen wird ersichtlich, dass die Feiertage zwangsläufig als Rückbesinnungs- und Erinnerungsinstrument dienen, die einen wichtigen emotional aufbauenden Stellenwert einnehmen. Von diesem Punkt ausgehend, lässt sich nachvollziehen, weshalb Hoppe schon im Oktober 1915 einen Ausblick auf das kommende Weihnachtsfest wirft.³¹⁵ Obwohl er bezüglich eines eingereichten Urlaubsantrages auf lange Zeit hingehalten wird, lässt er sich mit der Aussicht auf einen möglichen Urlaub zur Weihnachtszeit trösten, welcher ihm letztlich genehmigt wird.³¹⁶ Daraus lässt sich schließen, dass ein Urlaub zur Weihnachtszeit für ihn wichtiger war als zu einem anderen Zeitpunkt des Jahres.

Nach Rückkehr aus diesem Urlaub ist besonders hervorstechend, dass sich der Schreibstil Hoppes stark verändert. Über mehrere Wochen ist deutlich zu erkennen, dass sich der Umfang der Einträge pro Tag auf oftmals nur maximal zwei sehr kurze Sätze beschränkt und sich nur langsam wieder ausdehnt.³¹⁷ Ob hier ein Zusammenhang zur emotionalen Verfassung Hoppes gesehen werden kann, ist anhand der Dokumente nicht offenkundig belegbar und kann daher nur spekuliert werden. Da Hoppe jedoch allgemein gesehen nur wenige Emotionen in seinem Tagebuch preisgibt, ist nicht gänzlich auszuschließen, dass in dieser starken Veränderung in direkter Reaktion zum Heimaturlaub eine implizite Ausdrucksform emotionaler Befindlichkeit zu sehen ist. Im fortlaufenden Jahr 1916 ist eine zunehmende emotionale Anspannung,

³¹³ Vgl. HOPPE in: BUCHNER 1986, S. 98, Eintrag vom 13.05.1915, sowie S. 185, Eintrag vom 31.12.1915, S. 220-222, Einträge vom 21./23./24.04.1916.

³¹⁴ Ebd., S. 98, Eintrag vom 13.05.1915

³¹⁵ Vgl. ebd., S. 170, Eintrag vom 31.10.1915.

³¹⁶ „[...] aber dann bin ich wenigstens Weihnachten zu Hause.“ Ebd., S. 182, Eintrag vom 06.12.1915.

³¹⁷ Die Einträge an den bereits erwähnten Ostertagen heben sich in ihrem Umfang deutlich von den übrigen Einträgen ab, was den persönlichen Stellenwert der Feiertage für Hoppe nochmals unterstreicht.

besonders auf den Heimataspekt bezogen, bemerkbar. Als ein weiterer Urlaubsantrag im August erneut aufgeschoben wird, reagiert Hoppe mit starkem Ärger, sodass er gegenüber einem Vorgesetzten undiszipliniert reagiert, einen Einsatzbefehl verweigert und seine Aufgabe im Militär hinterfragt. „Das mach [sic!] ich nicht mehr mit, denn sie zwingen einen ja dazu daß man überläuft. Da soll der Teufel noch Vaterlandsliebe behalten.“³¹⁸ Das Vaterland erscheint an dieser Stelle nicht mit der Heimat, nach der er sich augenscheinlich sehnt, gleichgesetzt zu sein. Stattdessen findet eindeutig eine Abwägung zwischen dem Verlangen nach Heimat und der militärischen Position statt. Aufgrund des verweigerten Urlaubsgesuchs und der sich daraus ergebenden Enttäuschung zeigen sich Züge von Resignation: „Ich schaffe von jetzt an nichts mehr [...], denn ich habe soviel [sic!] geschafft und doch ist und bleibt man der Dumme.“³¹⁹ Obwohl der Urlaubsantrag für Anfang September genehmigt wurde, verdichten sich die emotionalen Belastungen des Krieges auch in seinen Aufzeichnungen merklich, bspw. durch Aussagen wie „Wie gewöhnlich Krieg und immer Krieg“³²⁰, die zuvor noch keine Verwendung finden.

In Hermann Hoppes Tagebuch ist nach meiner Erkenntnis in der neuen Umgebung um Vauquois ein sehr aufgeschlossener Beginn zu verzeichnen, obwohl dies aufgrund seiner Einstellung zum Krieg nicht zwingend zu erwarten gewesen wäre. Hoppe arrangiert sich mit den gegebenen Umständen, konzentriert sich größtenteils auf die gegenwärtige Umgebung und versucht, sich auf die Situation einzulassen, wobei er zwischen der Umgebung in Varennes und Vauquois selbst unterscheidet. Die emotionale Befindlichkeit steht für ihn jedoch im Hintergrund, weshalb auch das Thema der Heimat nur sehr selten angesprochen wird.

5.6 Richard Tümmel – *Im Höhlenberg*

Das Gedicht *Im Höhlenberg* von Richard Tümmel³²¹ entstand während eines Einsatzes in Vauquois am 30. Dezember 1917³²² und erschien im zweiten Band seiner Gedichtsammlung. Zur Person Tümmels liegen keine genaueren Informationen vor. Anhand dieses Gedichtbandes unter dem Titel *Westen*³²³ kann jedoch davon ausgegangen werden, dass er einen Großteil seiner Einsatzzeit an der Westfront eingesetzt war.

³¹⁸ HOPPE in: BUCHNER 1986, S. 262, Eintrag vom 17.08.1916.

³¹⁹ Ebd., S. 263, Eintrag vom 20.08.1916.

³²⁰ Ebd., S. 275, Eintrag vom 29.10.1916. Siehe hierzu ebenso: ebd., S. 278, Eintrag vom 04.12.1916.

³²¹ Siehe Anhang: „Richard TÜMMEL – *Im Höhlenberg*“ (I.ii.a)

³²² Vgl. Richard TÜMMEL: *Westen*, Hamburg 1918, S. 60.

³²³ Richard TÜMMEL: *Westen*, Hamburg 1918.

Das Gedicht besteht aus 13 Strophen zu je vier Versen. Zu Beginn wird von Tümmel eine Art Ausgangssituation geschaffen, indem er darstellt, dass die Einsätze in „einem dicken Berge“³²⁴ vier Wochen in Anspruch nehmen, in denen das lyrische Ich in diesem zu ‚hausen‘ habe. Die beiden darauffolgenden Strophen befassen sich umgehend mit der Schwierigkeit des Orientierungsverlustes, der sowohl auf zeitlicher Ebene als auch in Bezug auf die Örtlichkeit, aufgrund der vielen Stollen und Wege, selbst gegeben ist. Als Auslöser für diese Problematik wird grundsätzlich der Verlust des Lichtes aufgeführt. In Strophe 2 äußert sich dies dadurch, dass innerhalb des Stollenlebens keine Möglichkeit zur Unterscheidung von Tag und Nacht bestünde, was das Empfinden von Normalität stark erschwere. Auch die lokale Orientierungslosigkeit, die aufgrund der zahlreichen Stollen bereits eine Schwierigkeit darstellt, wird durch die Dunkelheit zusätzlich beeinträchtigt. Das Licht in Form einer Laterne³²⁵ oder einer Birne³²⁶ dient als Lösung, um beide Herausforderungen überwinden zu können. Der auch in den Werken Schopmans und Hoppes zu findende Kontrast zwischen kriegerischen Handlungen und einem gewissen Grad der Gewöhnung findet in Strophe 4 deutliche Strukturen. Der Kreuzreim stellt die Begriffe „geweckt“ und „durch Minen aufgeschreckt“ den Begriffen „umgaukeln“ und „froh im Bettchen schaukeln“³²⁷ direkt abwechselnd gegenüber. Hier finden sich also Hinweise auf das militärische Leben, die durch alltägliche frohwirkende Verse durchbrochen werden.

In den Strophen 5 und 6 lassen sich, bei gesonderter Betrachtung, keine Bezüge zum Kriegsgeschehen herstellen. Ganz im Gegenteil verweist ein lieblich durch die Gänge wehender „herzerfrischend[er] Küchenduft“³²⁸ vielmehr auf ein familiäres harmonisches Ereignis, das zudem durch die gemeinsame Mittagsstunde als Markierungs- und Strukturierungspunkt des Alltags gesehen werden kann. Ergänzt wird dieser Eindruck in Strophe 9, in der der Spaß durch gemeinsame Spiele in der Freizeit die täglichen Sorgen verdrängt³²⁹, wodurch ein harmonisches Miteinander konstruiert wird.

Die reine Beschreibung von Örtlichkeit nimmt auch in diesem Gedicht einen großen Raum ein. Besonders die Strophen 6, 7 und 8 widmen sich dieser Thematik durch Ausstattungs- oder Zustandsbeschreibungen, die zwischen militärischen und alltäglichen Notwendigkeiten schwanken, was sich in der Gegenüberstellung des Eingangverses von Strophe 6 („Die Küchen

³²⁴ Ebd., S. 58, V. 2.

³²⁵ Vgl. TÜMMEL 1918, S. 59, V. 12.

³²⁶ Vgl. ebd., S. 58, V. 8.

³²⁷ Ebd., S. 59, V. 13–16.

³²⁸ Vgl. ebd., V. 19.

³²⁹ Vgl. ebd., V. 33–36.

sind dort eingebaut“³³⁰) und Strophe 7 („Und draußen läuft der Graben her“³³¹) deutlich aufzeigen lässt.

Die Strophe 11 und 12 wechseln in ihrem Inhalt in die Ruhezeit, die außerhalb der Stollen mit Spaziergängen oder Wanderungen verbracht wird.³³² Das Verb *hausen*, was in seiner Nutzung auf schlechte Wohnverhältnisse hindeutet, wechselt in der Beschreibung der Ruhezeit zum Verb *leben*.³³³ Weiterhin zieht Tümmel, wie auch in der zehnten Strophe, eine erneute Verbindung zum Lichtmotiv. In Strophe 10 zieht er den Vergleich zwischen den Auswirkungen des unterirdischen Minenkriegs auf die Menschen und der Pflanzenwelt, die ohne genügend Lichteinfall eingehe.³³⁴ Für die Zeit außerhalb der Stollen wird jedoch durch die Erwähnung des Lichts, das hier indirekt durch den ‚Tag‘ und das Verb ‚belichtigen‘ in doppelter Form („vom Tagesglanz belichtigt“³³⁵) auftaucht, nochmals verstärkt, dass durch das Licht neue Kraft getankt werde, bevor das lyrische Ich in der letzten Strophe unter Jammer wieder in der „Dunkelkammer“³³⁶ eingesetzt wird. Das Lichtmotiv, das sich durch das gesamte Gedicht zieht, wird durch die einzelne Erwähnung der Dunkelkammer als letztes Wort vollständig eingenommen.

In dieser lyrischen Beschreibung Vauquois‘ zeigt sich besonders die Suche nach Regelmäßigkeit, die zwar durch den Verlust des Tageslichts einerseits verloren wurde, aber durch Punkte wie den Ruf der Mittagsstunde, wie sie auch häufig in der Heimat als Markierung im Alltag genutzt wird, ausgeglichen werden soll. Der Raumbezug, der sich im Großteil der Strophen wiederfinden lässt, drückt sich in Beschreibungen der Örtlichkeit aus, die durch entsprechende Wortwahl („hausen“/ ‚leben‘) eine Wertung erhalten. Besonders interessant erachte ich jedoch, dass auch in diesem knapp zweiseitigen Gedicht an *einem* Ort der innere Konflikt deutlich wird, der zwischen dem Einleben, Einrichten und dem Empfinden von Freude und Vergnügen in direkter Frontumgebung und der emotionalen Distanzierung von diesem Ort aufgrund seiner kriegserischen Auswirkungen stattfindet.

5.7 Die Glocke von Vauquois

³³⁰ Ebd., V. 21.

³³¹ Ebd., V. 25.

³³² Vgl. TÜMMEL 1918, S. 60, V. 44–51.

³³³ Vgl. ebd., V. 48.

³³⁴ Vgl. ebd., S. 59, V. 37–40.

³³⁵ Ebd. V. 46.

³³⁶ Ebd., V. 52.

Das Gedicht *Die Glocke von Vauquois* existiert als Motiv für Feldpostkarten in mindestens drei verschiedenen Versionen.³³⁷ Zwei dieser Versionen sind mit dem jeweiligen Nachnamen des Autors gekennzeichnet, für die dritte ist kein Autor angegeben. Der Entstehungszeitraum der Gedichte ist nicht genau zu datieren, jedoch lässt sich rekonstruieren, dass der Kirchturm von Vauquois bereits Ende 1914 vollständig zerstört war. Da die Gedichte im Jahr 1916 häufig als Postkartenmotive zu finden sind, lässt sich der Entstehungszeitraum auf das Jahr 1915 eingrenzen. In Jakob Schopmans Tagebuch findet sich am 09. September 1915 ein Tagebucheintrag, der in seiner Wortwahl Version B sehr nahekommt,³³⁸ weshalb die Entstehung zumindest dieser Version auf ca. die erste Jahreshälfte eingegrenzt werden kann. Die Glocke wurde in der Silvesternacht 1914/15, in welcher Ansätze eines Waffenstillstandes erkennbar gewesen sein sollen, durch deutsche Soldaten ein letztes Mal provisorisch befestigt und geläutet, um das neue Jahr zu begrüßen.³³⁹

Version A beginnt mit der bereits häufiger aufgetretenen Kontrastdarstellung von Natur und Krieg, die sich durch eine sehr bildhafte Wortwahl profiliert.³⁴⁰ Der Ort Vauquois wird durch die Attribute „schwarzer Berg“, „Berg des Todes“ und „Trümmerstätte“ ergänzt.³⁴¹ Im gleichen Zug erkennt der Autor das Dorf auch als „grausig Opfer in dem Weltenkriege“³⁴², was als Überleitung zur Glocke nützt, die als einziges dieser Zerstörung standgehalten habe. Mit dem Verstummen der Glocke als Folge ihres Sturzes sei zwar das Glück der Menschen ebenso zertrümmert worden, dennoch erscheint es, als sei die allgemeine Fähigkeit zu läuten nicht zerstört.³⁴³ Die Zerstörung des Glücks der Menschen sehe ich in der Zerstörung des Dorfes, die letztlich durch die Zerstörung der Kirche festzumachen ist und für die ansässige Bevölkerung den Verlust der Heimat zur Folge hatte. Den Heimatanspruch sehe ich ebenso in der sicheren Annahme, dass diese Menschen trotz der erheblichen Zerstörungen an den Ort zurückkehren werden.³⁴⁴ Die Glocke repräsentiert in Version A den Glauben, der dem Krieg trotzt und nicht aus dem Ort Vauquois entfernt werden kann.

³³⁷ Siehe Anhang: I.ii.b – I.ii.d.

³³⁸ Vgl. hierzu: „Glocke von Vauquois, du läutest so rein,/ Ludest so viele dereinst zum Beten ein.“ Unbekannter Autor: Glocke von Vauquois, Version B (Anhang: I.ii.c), V. 1f.; „[...] die berühmte Glocke stürzte zu Boden. Sie ladet niemanden mehr zum Beten ein, [...]“. SCHOPMANS 2014, S. 35, Eintrag vom 09.09.1915.

³³⁹ Vgl. AAV 2004, S. 92f.

³⁴⁰ Vgl. hierzu bspw.: „blühend Land“, E. SIEGEL: Die Glocke von Vauquois, Version A (Anhang I.ii.b), V. 7; „schwarzer Berg“, ebd., V. 3; „blutgetränkte Felder“, ebd., V. 4.

³⁴¹ Ebd., V. 3, V. 5, V. 9.

³⁴² Ebd., V. 8.

³⁴³ Vgl. ebd., V. 12–15.

³⁴⁴ Vgl. ebd., V. 16.

Version B zeigt besonders in den ersten vier Versen den deutlichen Unterschied des Lebens in Vauquois vor und nach Zerstörung des Glockenklangs. Das reine Läuten der Glocke habe die zahlreichen Einwohner Vauquois‘ zum Beten zusammengerufen. Nachdem sich das Läuten jedoch einstellte, wird Vauquois als leer und tot beschrieben.³⁴⁵ Das Verlassen des Ortes wird in diesem Fall in der Wortwahl nicht mit dem Krieg gleichgesetzt, sondern mit dem Verstummen der Glocke. In dieser Version wird eindeutig eine Personifikation der Glocke verfolgt, die im weiteren Verlauf durch die Folgen des Krieges getroffen und todeswund herabgestützt sei.³⁴⁶ Den Klang der Glocke, der durch das Verb *sterben* personifiziert wird, setzt der Autor mit dem Tod „manch[es] tapfere[n] Kriegerherz[ens]“³⁴⁷ gleich. Hierbei ist beachtlich, dass der Tod eines Menschen nicht wie bei SARTORI mit dem Glockenläuten in Verbindung steht, sondern mit dessen Verstummen.³⁴⁸ Die Situation des zerstörten Dorfes nach einem möglichen Kriegsende wird im Gegensatz zu Version A nicht weiter aufgenommen.

Version C stellt inhaltlich eine Mischung beider vorangegangenen Versionen dar. Wie in Version A findet zunächst durch die Formulierung „die Trümmer vom blühenden Land“³⁴⁹ ein Kontrastaufbau des früheren zum gegenwärtigen Vauquois statt. Die Zerstörung des Ortes bzw. Landes führt Humrich auf den „Weltenbrand“³⁵⁰ zurück, der ebenso zum Verlust von Gut und Glück geführt habe.³⁵¹ Die Begriffe *Gut* und *Glück* bieten einen Bezug zum Heimatempfinden, indem man das Gut in einem konkreten Besitz an einem Ort, bspw. einem Haus oder Hof, und das Glück mit der emotionalen Verbindung zu diesem betrachtet. Aufgrund dessen wird auch in dieser Version nach der aufgezwungenen Flucht die Wiederkehr an den Heimatort thematisiert, der jedoch hier direkt als solcher betitelt wird.³⁵² Diese vorausgesetzte Rückkehr, die sich auch in Version A trotz der erheblichen Zerstörungen wiederfindet, resultiert nach meiner Ansicht aus der emotionalen Verbundenheit zu einem Ort, die trotz äußerer Einflüsse nicht sofort niedergelegt werden kann.

Als Garant für die Möglichkeit zur Rückkehr und damit als Mittel der Beständigkeit dient erneut die Glocke, die auch in dieser Version personifiziert wird. Dass sie vorm Kirchturm

³⁴⁵ Vgl. SIEGEL: *Die Glocke von Vauquois* (Version A), V. 1–4.

³⁴⁶ Vgl. ebd., V. 5f.

³⁴⁷ Ebd., V. 7f.

³⁴⁸ Bei SARTORI 1932 wird die Glocke als besonders heimatlich empfunden, da prägende Lebensereignisse, wie Hochzeiten, Geburten oder eben Todesfälle, mit dem Glockenschlag in Verbindung stehen. Vgl. hierzu Kapitel 4.2.

³⁴⁹ HUMRICH: *Die Glocke von Vauquois* (Version C) (Anhang: I.ii.d), V.1.

³⁵⁰ Ebd., V. 2.

³⁵¹ Vgl. ebd., V. 5.

³⁵² Vgl. ebd., V. 7f.

durch die Straßen bis in das Herz der Menschen hineingerufen habe,³⁵³ unterstreicht einerseits die gemeinschaftsbildende Funktion mit der Stiftung von Zugehörigkeit und andererseits die emotionale Berührung der Menschen durch den Glockenschlag. Dass sie wie in Version A „auf Trümmer[n] gebettet“³⁵⁴ liege, verweist sowohl erneut auf die Eigenschaft der Beständigkeit, aber vor allem kann das Verb *betten* einen gewissen Grad der Geborgenheit hervorrufen, die die Glocke in ihrer Situation ausstrahlt. In dieser Position erwarte sie den Moment, in dem sie ihre Funktion zur Gemeinschafts- und in diesem Fall sogar der Heimatstiftung wiederaufnehmen könne, da sie die Völkerschaft „aus weiter Rund“³⁵⁵ wieder zum Kirchlein und damit in den Ort Vauquois zurückrufen könne.³⁵⁶ Der letzte Vers, in dem die „friedliche Glocke von Vauquois“³⁵⁷ titulierte ist, stützt die Überwindung von Landes- oder Nationengrenzen, die in der Nennung der Völkerschaft gesehen werden kann, wodurch die Glocke als Bindeglied und Friedensvermittler fungiert.

6. Schlussbetrachtung

Zu Zeiten des Ersten Weltkrieges war nahezu jeder mit den Dimensionen Heimat und Fremde konfrontiert. Zum einen fand diese Konfrontation gedanklich statt. Durch die Förderung und Beschwörung eines Feindbildes entwickelte sich ebenso die kontrastierende Vorstellung eines ‚Feindeslandes‘ und eines ‚Heimatlandes‘. Zum anderen wurde die bis dato möglicherweise rein gedankliche Gegenüberstellung durch den Kriegseinsatz auf eine direkte physische Auseinandersetzung mit einem zumeist fremden Ort mit neuen Lebensumständen ausgedehnt.

Obwohl es sich bei der Analyse der Selbstzeugnisse aus Vauquois um eine Modelluntersuchung handelt, konnte ich aufzeigen, dass das Phänomen Heimat unter Beachtung der aufgestellten Kategorien in allen Untersuchungsobjekten eine tragende Rolle einnimmt. Eine Ausdehnung der Untersuchung wäre als Vergleich im Bereich des Minenkriegs oder in Gegenüberstellung zu anderen Formen der Kriegsführung denkbar. In den bisher untersuchten Dokumenten zeigt sich im Vergleich der Kategorien, dass durch die Verfasser entsprechend unterschiedliche Schwerpunkte gesetzt werden.

³⁵³ Vgl. ebd., V. 9–12.

³⁵⁴ Vgl. HUMRICH: *Die Glocke von Vauquois* (Version C), V. 13.

³⁵⁵ Ebd., V. 14.

³⁵⁶ Vgl. ebd., V. 13–15.

³⁵⁷ Ebd., V. 16.

Die Aufzeichnungen Schopmans bilden deutlich die starke Bindung zur zurückgelassenen Familie und Heimat ab. Sein soziales Bezugsumfeld bleibt vorrangig die daheimgebliebene Familie. Zudem nehmen die Darlegung von Gefühlen und der Ausdruck von Heimweh bei Schopmans sehr stark Gestalt an. Seine Ausflüchte in die Natur, die es ihm immer wieder ermöglichen, sich in die heimatliche Welt hinzudenken und einen Platz der Ruhe zu finden, passen zur emotional veranlagten Persönlichkeit Schopmans, wie es auch durch seine schriftstellerischen Tätigkeiten deutlich wird. Diese lyrische Gesinnung kann eine Begründung für die unterschiedliche Wahrnehmung Schopmans bezüglich des Heimat- und Feindeslandes bilden, da er sich bewusster mit den jeweiligen Eigenschaften, die diese gedanklichen Konstrukte mitbringen, auseinandersetzt.

Für Hermann Hoppe erscheint der Aspekt des Raumes entscheidend zu sein. Er nutzt jede Möglichkeit, sich in seinen verschiedenen Unterkunftsbereichen annähernd persönlich einzurichten, sei es durch Einrichtungsgegenstände wie Öfen oder auch handgefertigte Möbelstücke. Dass es sich hierbei um den Versuch einer Abgrenzung des persönlichen Lebensbereiches nach Greverus handelt, ist für mich eindeutig ersichtlich. Ferner spielen die sozialen Kontakte, die Hoppe vor Ort führt, in seinen Aufzeichnungen eine weitaus größere Rolle als es bei Schopmans der Fall ist. Hoppe legt seinen Fokus also eindeutig auf den gegenwärtigen Moment und betrachtet die Möglichkeiten, die ihm dort zur Verfügung stehen, während sich Schopmans stark an der eigentlichen Heimat und der Vergangenheit orientiert.

Hierbei ist jedoch zu beachten, dass Hoppe in seiner Position als Pionier weitaus größere Möglichkeiten zur Verfügung standen als dem Infanteristen Schopmans. Die Kategorie, in der beiden ähnliche Voraussetzungen zustanden, ist die des sozialen Umfeldes. Die Tatsache, dass sich hier verschiedenen Umgangsweisen zeigen, kann einerseits mit den verschiedenen Merkmalen von Feldpost und Tagebuch zu tun haben. Da im Medium Tagebuch aufgrund seiner Privatheit sogar ein stärkerer emotionaler Ausdruck zu erwarten wäre als in Briefen, führe ich diese Differenzen vielmehr auf die Unterschiedlichkeit der Persönlichkeiten zurück. Diese persönliche Umgangsweise korreliert entsprechend mit der persönlichen und subjektiven Ausprägung und Ausgestaltung von Heimatgefühlen.

Auch in Richard Tümmels Gedicht sticht der Bezug zur Lokalität und deren Ausstattung deutlich hervor. Sieht man von Strophe 4, in der eine Vermischung stattfindet, ab, wird bei Tümmel durch die Strophenunterteilung deutlich zwischen Ablehnung der kriegerischen Auswirkungen und nahezu heimatlicher Einrichtung unterschieden.

Die drei Gedichte zur Glocke von Vauquois stehen bezüglich ihrer Verwendung den anderen Dokumenten gegenüber etwas außen vor, da es sich nicht um detaillierte persönliche Aufzeichnungen handelt, sondern eher um allgemein gehaltenen Darstellungen der Zustände, die zur Veröffentlichung und Verbreitung gedacht waren. Dennoch spiegelt die Tatsache, dass sich das Element der Glocke in drei verschiedenen Versionen auf Postkarten wiederfinden lässt, die enorme Bedeutung dieses Symbols wieder. Es ist nicht zu vernachlässigen, dass diese Karten dazu dienten, an Angehörige in der Heimat verschickt zu werden. Es wirft also die Frage auf, ob die Glocke in diesen Fällen als verbindendes Element zwischen Front und Heimat ausgewählt wurde, welches den Aspekt der Hoffnung und des Glaubens auf beiden Seiten wachruft.

Hinzu kommt, dass es sich hierbei größtenteils um Darstellungen handelt, welche die Zerstörung der gegnerischen ‚Heimat‘ bedauern und Hoffnungen äußern, dass die Glocke ihre Funktion wiederaufnehmen kann. Diese Hoffnung beinhaltet, dass das Dorf, welches sich aus Sicht der Schreiber in ‚Feindesland‘ befindet, wiedererrichtet werde. Es zeigt sich stärkere Wehmut darüber, dass die Heimat der französischen Bevölkerung zerstört wurde, als über den Verlust der eigenen Heimat, die keiner Zerstörung unterlag, sondern schlicht verlassen werden musste. Die emotionale Unterscheidung zwischen Feind- und Heimatland fällt innerhalb der Gedichte nicht sonderlich groß aus.

Als gemeinsames Element aller untersuchten Dokumente sticht der Aspekt der Zerrissenheit eindeutig hervor. Ich führe diese innerliche Zerrissenheit auf die jeweilig stattgefundenen Heimatkonstruktionen vor Ort zurück. Bezieht man sich erneut auf die Befriedigung alltäglicher Bedürfnisse nach Mitzscherlich, unter welche die Selbstverwirklichung, Selbsterhaltung und die soziale Integration fallen, werden diese durch die sich allmählich einstellende Alltäglichkeit im Frontgeschehen auch an dieser Stelle als zunehmend wichtig empfunden und ihre Befriedigung entsprechend angestrebt. Durch die sich steigernde Satisfaktion der Bedürfnisse, die durch die Konstruktion heimatähnlicher Zustände erreicht wird, entsteht der Konflikt, sich an einem Ort des Krieges fernab der als Heimat angepriesenen Umgebung wohlfühlen. Die Konfrontation mit dem Kriegsgeschehen führt den emotionalen Konflikt durch die entstehende Abneigung dessen vor. Vermehrt entsteht der Eindruck, dass positive Wahrnehmungen oder Erlebnisse durch Gegenüberstellung der zerstörerischen Zustände des Krieges relativiert werden, um sich ein gewisses Maß des Wohlfühlens nicht einzugestehen oder auch zu gestatten. Den Begriff der Wahlheimat an dieser Stelle anzubringen, wäre aufgrund der Umsiedlung durch äußere Einflüsse zu weit gegriffen. Dennoch lässt sich nicht leugnen, dass das Konstrukt

Heimat nicht an einem einzigen festen Ort anzusiedeln ist, sondern durch die Erfüllung verschiedener Bedürfnisse in seinen Bestandteilen übertragbar ist.

Die Raumbindung nimmt offensichtlich ebenfalls eine entscheidende Rolle ein. Obwohl sie nicht zwangsweise als Hauptaugenmerk in Erscheinung tritt, finden sich Beschreibungen der Wohn- und Unterbringungssituation sowohl bei Schopmans, Hoppe und Tümmel als auch im weitesten Sinne in den Gedichten zur Glocke von Vauquois, die den Raum in Form des Dorfes durch einen übergeordneten Blickwinkel betrachten. Inwiefern der Raum genutzt wird, zeigen die Dokumente auf unterschiedliche Weise. Denn obwohl ein lokal fremder Raum an sich zunächst keine Vertrautheit und Sicherheit hervorrufen kann, lässt sich die Nutzung des Ortes und des Raums entsprechend ausgestalten. Gleichwohl kann der Raum, wie nach der Rückkehr Schopmans aus dem Lazarett deutlich wird, an sich vertraut, aber emotional fremd wirken, wenn die entsprechenden Elemente fehlen. Es muss daher berücksichtigt werden, welche jeweilige emotionale Bedeutung und Ausgestaltung der Wahrnehmung des Raums zugesprochen wird. Die Darlegungen des Raums als Bühne nach Hitzler lässt sich besonders in den Aufzeichnungen Hoppes wiederfinden, der die derzeitig gegebenen Verhältnisse aufnimmt und damit arbeitet, indem er seine Erwartungen und Vorstellungen diesen anpasst.³⁵⁸ Zudem legt er großen Wert auf die materielle Ausgestaltung, besonders des Wohnraums. Für Schopmans erscheint mir der Aspekt der Abgrenzbarkeit des Raums zentral zu sein. Innerhalb seiner Briefe wird weniger Wert auf die eigenständige Ausgestaltung des Raums, sondern vielmehr auf die Inbesitznahme und das Gefühl von Privatheit gelegt.

Entgegen der möglichen Auffassung, dass die Kategorie der sozialen Kontakte bezüglich des Heimatgefühls in den Quellen den größten Stellenwert einnehmen würde, schreibe ich dem Empfinden von Regelmäßigkeit die größte Bedeutung zu. Dies leitet sich aus dem vielseitigen Auftreten und der größtmöglichen Formgebung der Rituale ab, die von Feiertagsgestaltungen über das gemeinsame Kaffeetrinken oder Spaziergehen bis zu Formulierungsritualen in Tagebüchern führen kann. Überdies stellt die Erfüllung dieser Kategorie nach meiner Ansicht den wichtigsten Wert dar, da ein Großteil, der zuvor genannten weiteren Kategorien in diese miteinbezogen werden. Gemeinsame Verabredungen und rituelle Tätigkeiten werden zumeist in einer Gemeinschaft ausgeführt, wodurch auch oftmals das Gefühl von Sehnsucht oder Rückbesinnung entstehen kann. Auch das Symbol der Glocke und des Glockenschlages zielt bei der Nennung Schopmans, Hoppes und besonders in den Gedichten darauf ab, einen

³⁵⁸ „Die Anlagen sind ja recht primitiv, aber für uns doch fürstlich.“ HOPPE in BUCHNER 1986, S. 87, Eintrag vom 20.04.1915.

geregelten Alltag zu realisieren oder diesen zu ersehnen. Die Suche nach Regelmäßigkeit, wie sie in einem Alltag in der Heimat mehrheitlich gegeben ist, bildet die Brücke zur Erfüllung weiterer Kategorien.

Insgesamt sehe ich allen Kategorien und deren individueller Ausführung die Suche nach emotionaler Stabilität und Sicherheit, wie auch den Versuch, die eigene private Persönlichkeit als Mensch im Frontgeschehen nicht zu verlieren und sich selbst weiterhin als Individuum wahrnehmen zu können.

7. Quellen- und Literaturverzeichnis

7.1 Quellen

7.1.1. Gedruckte Quellen

- BUCHNER, Adolf (Hg.): In Stellung nach Vauquois. Kriegstagebuch des Pioniers Hermann Hoppe, Herbertshausen/Ampermoching 1986.
- SCHOPMANS, Klaus (Hg.): „Macht euch keine Sorgen, es geht mir gut...“. Jakob Schopmans – Briefe und Aufzeichnungen aus dem Ersten Weltkrieg, Norderstedt 2014.
- TÜMMEL, Richard: Westen (Hintern Drahtverhau: feldgraue Reimereien, Bd. 2), Hamburg 1918.

7.1.2 Ungedruckte Quellen

- HUMRICH: Die Glocke von Vauquois, 1917 (Privatbesitz).
- SIEGEL, E.: Die Glocke von Vauquois (Privatbesitz).
- UNBEKANNTER AUTOR: Die Glocke von Vauquois (Privatbesitz).

7.2 Literatur

7.2.1 Forschungsliteratur

- ASSOCIATION DES AMIS DE VAUQUOIS ET DE SA REGION (AAV) (Hg.): La Butte meurtrie. Vauquois: La guerre des mines 1914 – 1918, Verdun 2004.
- APPLGATE, Celia: A nation of provincials. The german idea of Heimat, Berkeley 1990.
- BASTIAN, Andrea: Der Heimat-Begriff. Eine begriffsgeschichtliche Untersuchung in verschiedenen Funktionsbereichen der deutschen Sprache (Reihe germanistische Linguistik, Bd. 159), Tübingen 1995.
- BAUSINGER, Hermann: Heimat in einer offenen Gesellschaft. Begriffsgeschichte als Problemgeschichte, in: Heimat, hg. Von CREMER, Will; KLEIN, Ansgar, Bielefeld 1990, S. 279–281.
- BEUTTENMÜLLER, Claus Peter: „Detruit, anéanti, rasé“. Verschwundene Dörfer als Stätten des Gedenkens, in: Verdun 1916. Eine Schlacht verändert die Welt, hg. von VOIGT, Diego; HÖRTER, Michael, Münster 2016.
- BUCHNER, Adolf: Der Minenkrieg auf Vauquois, Deutenhausen 1982.
- BUCHWALD, Conrad: Wege aus der Entfremdung. Überlegungen zu einer zeitgemäßen Theorie von Heimat. In: Heimat heute, hg. von Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg, Stuttgart 1984. S. 34–59.

- DAUM, Egbert: Wo ist Heimat? Über Verbindungen von Ort und Selbst, in: Die Welt zur Heimat machen? (Probleme und Perspektiven des Sachunterrichts, Bd. 12), hg. von ENGELHARDT, Wolf; STOLTENBERG, Ute, Bad Heilbrunn/Obb. 2002, S. 73–82.
- DIEKMANN-SHENKE, Hajo: Feldpostbriefe als linguistischer Forschungsgegenstand, in: Schreiben im Krieg – Schreiben vom Krieg. Feldpost im Zeitalter der Weltkriege, hg. von DIDCZUNEIT, Veit; EBERT, Jens; JANDER, Thomas, Essen 2011, S. 47–59.
- FELLNER, Fritz: Der Krieg in Tagebüchern und Briefen, in: Österreich und der Große Krieg. 1914-1918: die andere Seite der Geschichte, hg. von AMANN, Klaus; LENGAUER, Hubert, Wien, 1989, S. 205–215.
- GEBHARD, Ulrich; LÜCK, Gisela: Die Vertrautheit der Dinge. Symbolische Deutung der belebten und unbelebten Natur als Element des Heimatgefühls, in: Die Welt zur Heimat machen? (Probleme und Perspektiven des Sachunterrichts, Bd. 12), hg. von ENGELHARDT, Wolf; STOLTENBERG, Ute, Bad Heilbrunn/Obb. 2002, S. 97–109.
- GREVERUS, Ina-Maria: Auf der Suche nach Heimat, München 1979.
- GREVERUS, Ina-Maria: Der territoriale Mensch. Ein literaturanthropologischer Versuch zum Heimatphänomen, Frankfurt/Main 1972.
- HASSE, Jürgen: Heimat – ein Blick auf die Gefühle, in: Die Welt zur Heimat machen? (Probleme und Perspektiven des Sachunterrichts, Bd. 12) hg. von ENGELHARDT, Wolf; STOLTENBERG, Ute, Bad Heilbrunn/Obb. 2002, S. 68–72.
- HEUER, Christian: Feldpost und Erzählung. „Unentdeckte“ Potentiale für das historische Lernen, in: Schreiben im Krieg – Schreiben vom Krieg. Feldpost im Zeitalter der Weltkriege, hg. von DIDCZUNEIT, Veit; EBERT, Jens; JANDER, Thomas, Essen 2011, S. 61–73.
- HITZLER, Rudolf: Heimat – Aus der Perspektive einer (ökologisch orientierten) Sozialforschung, in: Die Welt zur Heimat machen? (Probleme und Perspektiven des Sachunterrichts, Bd. 12), hg. von ENGELHARDT, Wolf; STOLTENBERG, Ute, Bad Heilbrunn/Obb. 2002, S. 63–67.
- JONES, Simon: Underground warfare 1914-1918, Barnsley 2010.
- KRUMEICH, Gerd; PROST, Antoine; BÖHME, Ursula (Hrsg.): Verdun 1916. Die Schlacht und ihr Mythos aus deutsch-französischer Sicht, Essen 2016.
- KROCKOW, Christian Graf von: Heimat – Eine Einführung in das Thema, in: Heimat, hg. von CREMER, Will; KLEIN, Ansgar, Bielefeld 1990, S. 56–69.

- KRUSENSTJERN, Benigna von: Was sind Selbstzeugnisse? Begriffskritische und quellenkundliche Überlegungen anhand von Beispielen aus dem 17. Jahrhundert, in: Historische Anthropologie: Kultur, Gesellschaft, Alltag 2 (1994), S. 462–471.
- LATZEL, Klaus: Kriegsbriefe und Kriegserfahrung: Wie können Feldpostbriefe zur erfahrungsgeschichtlichen Quelle werden?, in: Werkstatt Geschichte 22 (1999), S. 7–23.
- LATZEL, Klaus: Vom Kriegserlebnis zur Kriegserfahrung. Theoretische und methodische Überlegungen zur erfahrungsgeschichtlichen Untersuchung von Feldpostbriefen, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen (MGM) 56, (1997), S. 1–30.
- MITZSCHERLICH, Beate: „Heimat ist etwas, was ich mache“. Eine psychologische Untersuchung zum individuellen Prozess von Beheimatung, Herbolzheim 2000.
- NEUMEYER, Michael: Heimat: zu Geschichte und Begriff eines Phänomens, Kiel 1992.
- NEUSER, Daniela: Der Krieg als Reise – Private Fotografien und Feldpostkarten, in: Der Krieg als Reise. Der Erste Weltkrieg, Innenansichten, hg. von AUTSCH, Sabiene; KOCH, Lars; NEUSER, Daniela; ORTMANN, Martin: Siegen 1999, S. 86–103.
- PIEPMEIER, Rainer: Philosophische Aspekte des Heimatbegriffs, in: Heimat, hg. von CREMER, Will; KLEIN, Ansgar, Bielefeld 1990, S. 91–108.
- ROGG, Matthias: Die Schlacht von Verdun. Ein deutscher und französischer Erinnerungsort, in: Verdun 1916. Eine Schlacht verändert die Welt, hg. von VOIGT, Diego; HÖRTER, Michael, Münster 2016, S. 9–17.
- SARTORI, Paul: Das Buch von deutschen Glocken, Berlin/Leipzig 1932.
- SCHERSTJANOI, Elke: Als Quelle nicht überfordern! Zu Besonderheiten und Grenzen der wissenschaftlichen Nutzung von Feldpostbriefen in der (Zeit-) Geschichte, in: Schreiben im Krieg – Schreiben vom Krieg. Feldpost im Zeitalter der Weltkriege, hg. von DIDCZUNEIT, Veit; EBERT, Jens; JANDER, Thomas, Essen 2011, S. 117–125.
- SCHROETER, Maike: Was ist Heimat? Was ist Fremde? – Konstruktionen von Identität am Beispiel von deutsch-französischen Partnerschaften, (Diss. Universität) Oldenburg 2013.
- SCHULZE, Winfried: Ego-Dokumente: Annäherung an den Menschen in der Geschichte? Vorüberlegungen für die Tagung „EGO-DOKUMENTE“, in: Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte, hg. von ders., Berlin 2009, S. 11–30.
- SCHWENDER, Clemens: Feldpost als Medium sozialer Kommunikation, in: Schreiben im Krieg – Schreiben vom Krieg. Feldpost im Zeitalter der Weltkriege, hg. von DIDCZUNEIT, Veit; EBERT, Jens; JANDER, Thomas, Essen 2011, S. 127–138.

- ULBRICH, Claudia; MEDICK, Hans; SCHASER, Angelika: Selbstzeugnis und Person. Transkulturelle Perspektiven, in: Selbstzeugnis und Person. Transkulturelle Perspektiven (Selbstzeugnisse der Neuzeit, Bd. 20), Köln 2012, S. 1–19.
- ULRICH, Bernd: Die Augenzeugen. Deutsche Feldpostbriefe in Kriegs- und Nachkriegszeit: 1914-1933 (Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte, Bd. 8), Essen 1997.
- WALDENFELS, Bernhard: Heimat in der Fremde, in: Heimat, hg. von CREMER, Will; KLEIN, Ansgar, Bielefeld 1990, S. 109–121.
- WATSON, Alexander: Ring of steel. Germany and Austria-Hungary in World War I, New York 2014.
- WISTHALER, Sigrid: Methodische und quellenkritische Überlegungen: Das Tagebuch als Gegenstand der Forschung, in: Karl Ausserhofer. Das Kriegstagebuch eines Soldaten im Ersten Weltkrieg, hg. von ders., Innsbruck 2010, S. 5–20.
- WUTHENOW, Ralph-Rainer: Europäische Tagebücher. Eigenart, Formen, Entwicklung, Darmstadt 1990.

7.2.2 Internetseiten

- Die Brockhaus Enzyklopädie online: Stichwort: Heimat, URL: <https://uni-giessen-brockhaus-de.ezproxy.uni-giessen.de/enzyklopaedie/heimat>, [05.10.2017].
- Dudenredaktion (o.J.): „Heimat“ auf Duden online. URL: <http://www.duden.de/suchen/dudenonline/heimat> [19.09.2017].

7.2.3 Weiterführende Literatur

- BARTON, Peter; DOYLE, Peter; VANDEWALLE, Johan: Beneath Flanders fields. The tunnelers' war, 1914-1918, Stroud 2010.
- STRIFFLER, Robert: Der Minenkrieg in den Dolomiten. 1915–1917, Nürnberg 1993.

I. Anhang
i. Abbildungen
a. Stollenplan Vauquois Ost

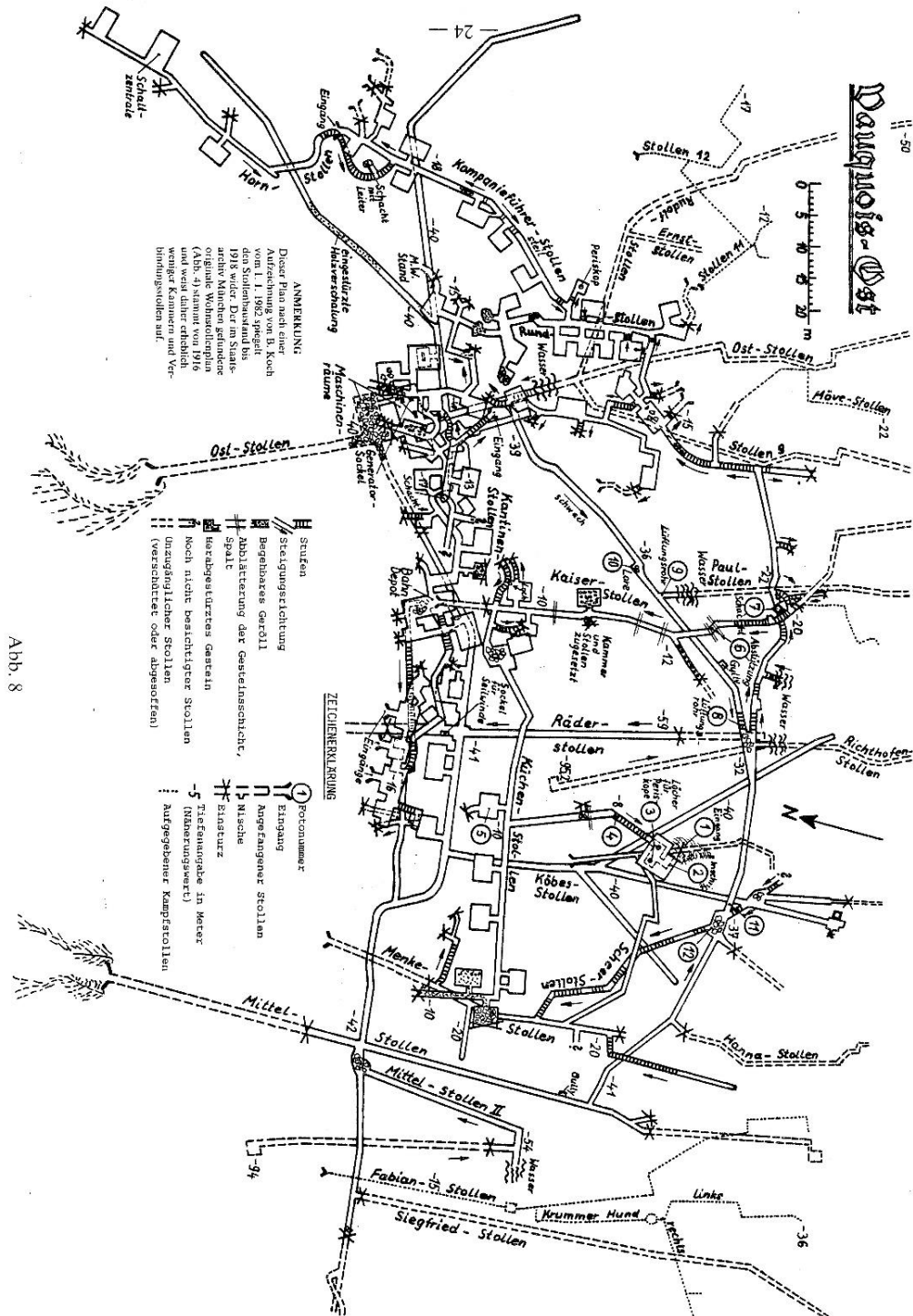
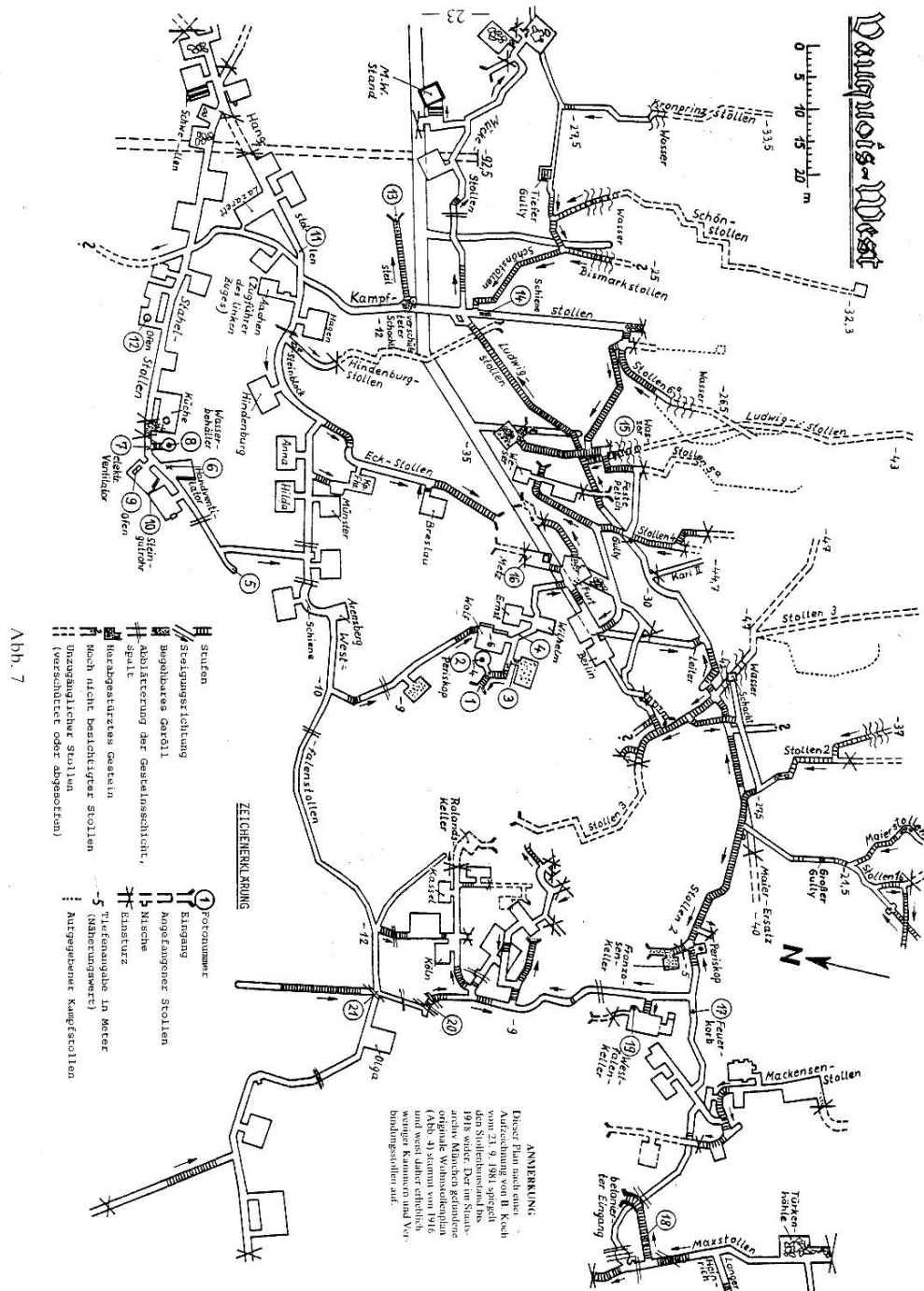


Abb. 8

(Abb.1: Adolf BUCHNER: Der Minenkrieg auf Vauquois, Deutenhausen 1982, S. 24.)

b. Stollenplan Vauquois West

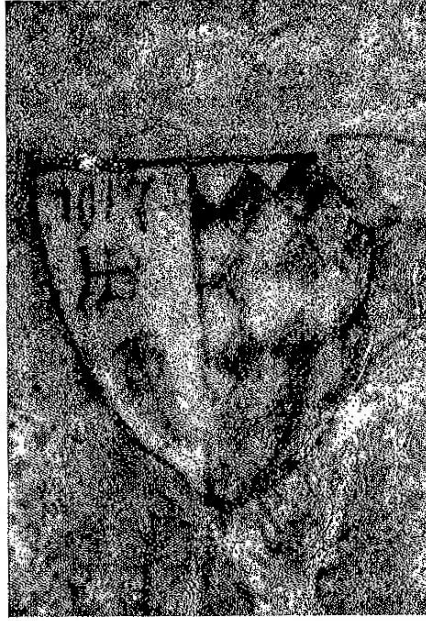


(Abb.2: Adolf BUCHNER: Der Minenkrieg auf Vauquois, Deutenhausen 1982, S. 23.)

c. Wappen und Skulpturdarstellung im Vauquois-Stollen



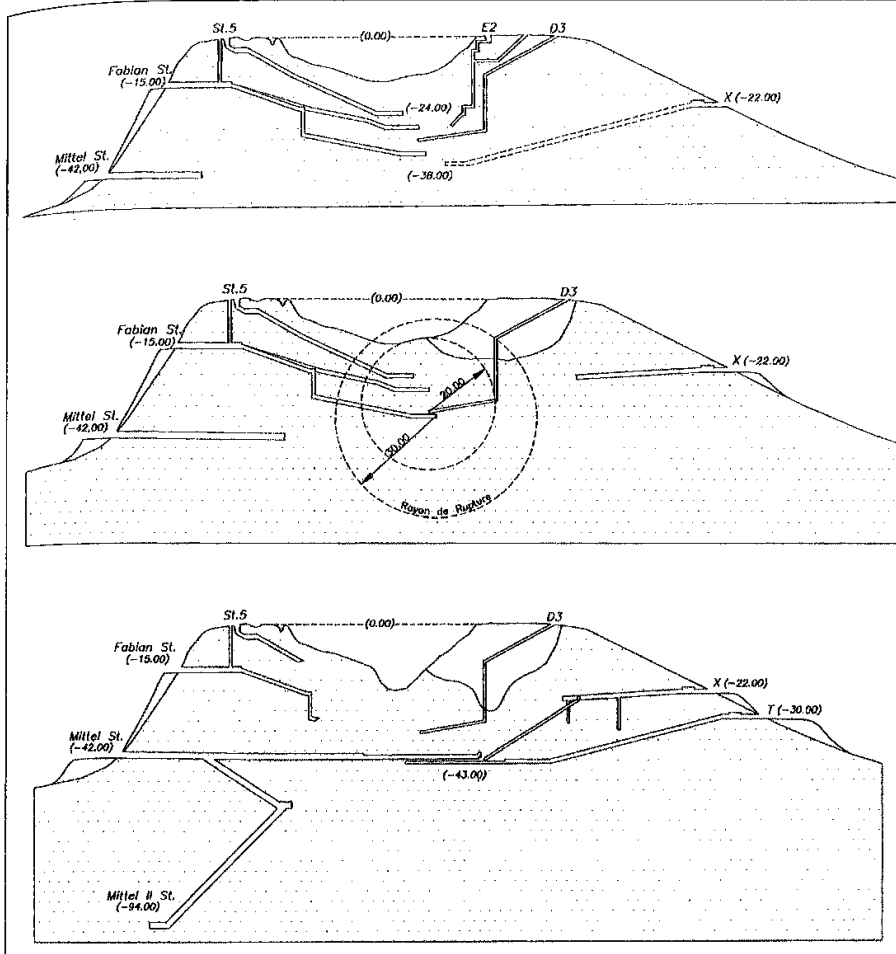
Visage sculpté sur la paroi de la galerie
Langer Heinrich (Vauquois Ouest),
réalisé par un soldat allemand.
Cliché D. Jolibois.



Blason dessiné au crayon
par un pionnier bavarois, Stahel-Stollen
(Vauquois Ouest).
Cliché Kaluzko. Collection A.V.A.

(Abb.: *La Butte meurtrie. Vauquois: la guerre des mines 1914-1918*, hg. von ASSOCIATION DES AMIS DE VAUQUOIS ET DE SA RÉGION (AAV), Verdun 2004, S. IX.)

d. Vergleich der Stollentiefe deutscher (links) und französischer (rechts) Stollenanlagen



(Abb.: Simon JONES' Underground warfare 1914-1918, Barnsley 2010, S. 72.)

e. Dokument zur Beibehaltung der Mineureinheiten

Kdr.d.Pion.b.6.J.D.

No. 65457/16 an 13. zrok. 17.8.16.

Äußerung anliegend.

Reichard

Kommandeur der Pioniere 6. Jnf. Div. beauftragt:

- 1) die Beibehaltung von Mineurkompagnien ,
- 2) die Ablösung der 1./Pi 30 aus der Stellung solange auszusetzen, bis die 2./Pi.3 B den Dienst vollkommen und verantwortlich beherrscht.

Antrag mit Nr. 93/16 I/16 mit Folgendem: Zum Gen.Kdo. XVI.A.K.

Den Ausführungen des Hauptmann Reichard, insofern sie die Notwendigkeit darlegen, dass eine Verminderung der Minierkräfte nicht eintreten darf, ist ohne weiteres zuzustimmen. Was aber seine Vorschläge betrifft ist zu bemerken, dass für Vauquois überhaupt jedes Ablösungssystem unvorteilhaft ist. Erstens werden während der langen Einlernzeit doppelte Kräfte in Anspruch genommen, wodurch dann wieder an anderer Stelle Mangel entsteht, und zweitens wird eine Division die gewechselt hat auf lange Zeit ihre eigenen Pionierkompagnien entbehren, und drittens ist es nicht ausgeschlossen, dass bei öfterem Wechsel der Divisionen der ununterbrochene Fortgang der Arbeiten auch sachlich leidet.

Ich möchte daher eine Lösung der Frage dahin befürworten, dass für Vauquois ein eigenes Pionier-Batl. geschaffen wird, bestehend aus 1./Pi.30 und den 2 Stollenbaukompagnien, das unberührt von jedem Wechsel der Divisionen bleibt, und dass die Pionier-Kompagnie der jeweils anwesenden Division nur als Hilfskraft betrachtet wird, die jederzeit ohne Gefährdung des Dienstes wechseln kann.

Div.St.Qu., den 21. 8. 1916

Gg. von Hoehn

Aus: 6. I.D., Bund 16,
Bayer. Hauptstaatsarchiv München, Abt. IV

(Abb.: Adolf BUCHNER: Der Minenkrieg auf Vauquois, Deutenhausen 1982, S. 14.)

ii. Gedichte

a. Richard Tümmel – *Im Höhlenberg*

Da haust man nun vier Wochen lang
In einem dicken Berge,
Als wie das Prinzlein „Käsewang“
Im Reich der Höhlenzwerge.

Hier scheint uns Mond und Sonne nicht,
kein einziges Gestirne,
Hier leuchtet nur das Stummellicht
Und, wenn es glückt, die Birne.

Im Dunkeln tappt man unterdes
-Daß man den Weg sich lerne-
Umher wie ein Diogenes,
Bewehrt mit der Laterne.

Des Morgens wird man oft geweckt,
Wenn Träume uns umgaukeln,
Und läßt, durch Minen aufgeschreckt,
Sich froh im Bettchen schaukeln.

Und wenn die Mittagsstunde ruft,
Weht lieblich durch die Gänge
Ein herzerfrischend Küchenduft,
Wie freut sich da die Menge!

Die Küchen sind dort eingebaut,
Sogar auch die Kantine,
Daß, wenn es uns im Magen flaut,
Man sich mit Schnaps bediene.

Und draußen läuft der Graben her,
Aus Steinen aufgemauert,
Drin sich der Posten vor Gewehr
Zwei Stunden lang bedauert.

Der ganze Berg ist aufgemacht
Als wohlbewehrte Feste,
Die beißt und kratzt und spuckt und kracht
Dem Franzmann auf die Weste.

Man spielt drin Doppelkopf und Skat
Tagsüber ohne Sorgen
Und wenn man mächtig Spaß dran hat
Auch abends bis zum Morgen

Doch wie bei Pflanzen ohne Licht
 Verblassen unsre Wangen.
 Die Rothaut wird zum Bleichgesicht
 In dieser Trist, der langen.

Doch danach winkt die Ruhezeit,
 In der man manchmal blau wird,
 Dann wandern wir drei Stunden weit
 Zum Sankt Juvin, dem Sauhirt.

Dort lebt man vierzehn Tage lang,
 Vom Tagesglanz belichtigt,
 Man schießt auf Scheiben, Feind und Tank
 Und wird dann schwer besichtigt.

Ist man genügend exponiert,
 Schnappt der Verschuß, o Jammer!
 Und es wird wieder raummarschiert
 In unsre Dunkelkammer

(Richard TÜMMEL: Westen (Hinterm Drahtverbau: Feldgraue Reimereien, Bd. 2), Hamburg 1918, S. 59-61.)

b. Die Glocke von Vauquois (Version A)



(Foto: Privat)

Durchbricht die Sonn' den grauen Nebelflor,
 Der junge Herbsttag liegt auf Frankreichs Wäldern,
 Weitab ragt dann ein schwarzer Berg empor,
 Umrahmt von öden, blutgetränkten Feldern:
 Vauquois, der „Berg des Todes“ – so bekannt
 Den Helden an der Westfront zur Genüge

Der Ort zerstört, verheert ein blühend Land,
 Als grausig Opfer in dem Weltenkriege. –
 Geblieben ist auf jener Trümmerstatt‘
 Nur eins in Stunden schwer und bang:
 Des Kirchturms Glocke – liegt auf Schutt gebett‘.

Verstummt ist nun ihr rein metallner Klang.
 Wohl ganze Berge Hoffnung sind zerfallen.
 Zertrümmert ward ein Haufe Menschenglück.
 Noch kann die Glocke Dankeslieder schallen,
 wenn man dereinst kehrt in den Ort zurück,
 Nicht deutsche Barbarei noch schnöde Beutegier
 Hat sie entfernt von dem geweihten Ort;
 Der Glaube ohne Spott, des deutschen Kriegers Zier,
 Pflanzte‘ auch in Feindesland sich allzeit fort.

(SIEGEL, E.: Die Glocke von Vauquois, Privatbesitz)

c. Die Glocke von Vauquois (Version B)



Glocke von Vauquois, du läutetest so rein,
 Lüdest so viele dereinst zum Beten ein.
 Glocke von Vauquois, Du läutest nicht mehr,
 Um Dich herum ist alles tot und leer.
 Du bist nun getroffen aus ehernem Mund,
 Stürztest aus Deiner Höh' selbst todeswund,
 Dein Klang erstarb im Todesschmerz,
 Wie um Dich manch tapferes Kriegerherz.

(UNBEKANNTER AUTOR: Die Glocke von Vauquois,
 Privatbesitz)

(Foto: Privat)

d. Die Glocke von Vauquois (Version C)



(Foto: Privat)

Das sind die Trümmer vom blühenden Land
 Sie wurden zerstört durch den Weltenbrand.
 Nichts ist geblieben als Schutt u. Stein
 Darunter begraben viel Schmerz und Pein;
 Verloren das Gut, verloren das Glück,
 Das einstens Sie suchten mit traurigem Blick,
 Wenn Sie wiederkehren zum Heimatort,
 Denn Sie mussten fliehen, ins weite fort.

Nur eins werden Sie finden von ehernem Klang,
 Das einstens gerufen die Strassen entlang.
 Hoch oben vom Kirchturm so hell und so rein,
 Bis tief in das Herz der Menschen hinein;
 Auf Trümmer gebettet erwartend die Stund,
 Bis Sie wieder rufend auf weiter Rund,
 Ins Kirchlein zum Beten die Völkerschaar,
 Die friedliche Glocke von Vauquois.

(HUMRICH: Die Glocke von Vauquois, Privatbesitz)

Eigenständigkeitserklärung

Hiermit bestätige ich, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig verfasst und keine anderen Publikationen, Vorlagen und Hilfsmitteln als die angegebenen benutzt habe. Alle Teile meiner Arbeit, die wortwörtlich oder dem Sinn nach anderen Werken entnommen sind, wurden unter Angabe der Quelle kenntlich gemacht. Gleiches gilt für von mir verwendete Internetquellen und den bildlichen Anhang.

Ort, Datum, Unterschrift